

Wiener Zeitschrift für Volkskunde.

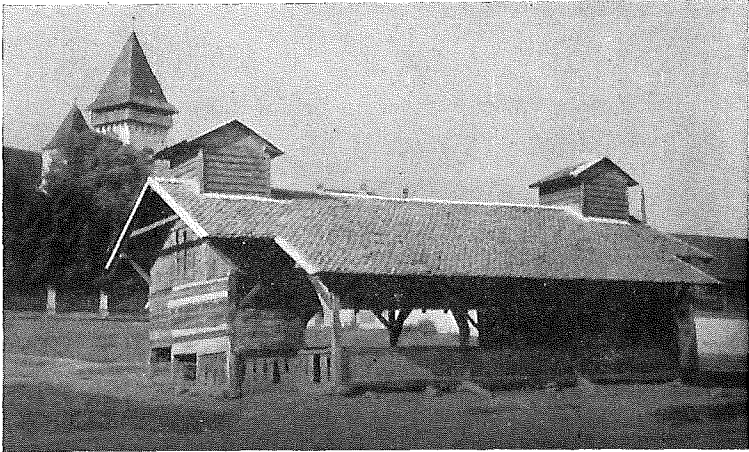
(Vormals Zeitschrift für österreichische
Volkskunde.)

Herausgegeben vom
VEREIN FÜR VOLKSKUNDE
in Wien.

Geleitet von
Prof. Dr. Michael Haberlandt.

XXXVIII. Jahrgang 1933.

Mit einer Figurentafel, 3 Textabbildungen, Titel und Inhalts-
verzeichnis des 38. Jahrgangs.



Tanzlauben in Klein-Scheuern.

Zum Aufsatz Seite 109

Aufnahme: Dr. Wolfram.

Inhaltsangabe des XXXVIII. Jahrgangs.

Abhandlungen und kleinere Mitteilungen.

Dr. Oswin Moro: Der Bilwis im kärntnerischen Volksglauben . . .	1
Maria Lang-Reitstätter: Villgrater Bauernkost	18, 53
Dr. Arthur Haberlandt: Zur Systematik der Pflugforschung und Entwicklungsgeschichte des Pfluges (mit einer Figurentafel)	28, 76
Dr. Carl Cr. Sebestyén: Der Bauernofen des ungarischen Alföld (mit 2 Abbildungen)	62
Leopold Schmidt: Zum Huhnopfer	68
Leopold Schmidt: Ein obersteirisches Nikolausspiel	69
Dr. Richard Wolfram: Salzburger Volkstänze	85
Leopold Schmidt: Zur Entstehung und Kulturgeographie der deutschen Hirtenspiele	101
Dr. Franz Schmutz-Höbarten: Krankheits- und Wetterzauber	107
Dr. Richard Wolfram: Tanzlauben in Siebenbürgen (mit Abbild.)	109
Karl Paganini: Die Herstellung der Weidenpfeifen	109
Druckfehlerberichtigungen	116

Literatur der Volkskunde.

Buchbesprechungen Nr. 1—42	35—44, 79—84, 111—116
--------------------------------------	-----------------------

Mitteilungen aus dem Verein und Museum für Volkskunde.

Tätigkeitsbericht für das Jahr 1932	45
-----------------------------------------------	----

Der Bilwis im kärntnerischen Volksglauben.

Von Dr. Oswin Moro, Villach.

Als ich im Jahre 1924 zum erstenmal in dem Kärntner Bergdorf St. Oswald ob Kleinkirchheim (nordwestlich vom Millstättersee) zu volkskundlichen Studien Sommeraufenthalt nahm, fiel es mir auf, daß über den Haustüren fast aller Häuser ein, zwei oder drei kurze Fichten- oder Lärchenäste mit buschigen, verfilzten Wucherungen angenagelt waren. In der Ueberzeugung, daß es sich hierbei um ein Abwehrmittel handle, fragte ich nach dem Zweck dieser Aeste, worauf man mir antwortete, sie dienten nur als eine Art Zierde; wenn man im Walde bei einer Fichte, Lärche oder Zirbe ein solches verwachsenes Geäst sehe, hacke man es herab und befestige es als eine seltsame Erscheinung über der Tür. Mit dieser Auskunft nicht zufrieden, ließ ich die Sache nicht aus dem Auge und erfuhr denn auch nach einiger Zeit, als ich schon das Vertrauen mehrerer Bauersleute gewonnen hatte, welche Bewandnis es tatsächlich mit diesem Brauch habe. Ein Haus, über dessen Eingang ein solches Gebilde angebracht ist, hieß es nun, ist vor Zauberei sicher — genauer gesagt: ein solcher Ast schützt die Hausinsassen vor rheumatischen Schmerzen, vor „Reißen im Kopf“ oder, wie man diese Leiden nennt, vor dem „Pilfasäst“ oder kurz „Pilfas“ (Mz. „Pilfesser“), die Verwachsung „Pilfasknopf“. Sie wird ebenso wie das Leiden verursacht durch den „Pilfaswind“, das ist der Wirbelwind, der auch „Radl¹⁾, Würflwind²⁾ oder „Windsdräll“³⁾ genannt wird; wenn er „in einen Baum schlägt“, bekommt der Baum den „Pilfas“ — es wächst ein solcher dicker „Wedl“ —; kommt der Wind auf einen Menschen, so hat dieser dann den „Pilfas“; es schmerzt ihn im Kopf, in den Zähnen — falls er den Mund offen hielt — oder sonstwo. Außer der Form „Pilfas“ oder „Pilfes“ — genauer „Pilfes“ — hörte ich auch „Pilwes“, „Pülfes“ („Pülwes“) und „Pulfes“. Daß „Pilfas“ — ich gebrauche fortan meist diese Form — dasselbe ist wie das Wort „Bilwis“, von dem es bekanntlich eine Fülle von Formen gibt, schien mir von allem Anfang an sicher. Es veranlaßte mich,

¹⁾ Zu „radln“, drehen, zusammendrehen (Lexner, Kärntn. Wörtl., 202).

²⁾ „Würfl“, Nebenform von Wirbel.

³⁾ „draln, drohn“, schnell und zu wiederholten Malen drehen (Lexner, a. a. O. 66).

die Sache noch weiter zu verfolgen, und ich kam auch im Laufe der nächsten Jahre in den Besitz von viel und, soweit ich sehe, bisher unbekanntem Material, das hauptsächlich nur dank dem Schreiber einer Bauernknechte erhalten geblieben ist.

Als Mittel gegen den oder, wie man auch hört, die Piffas gab ein Bauer an: „Ausschwitzten und guten Tee zum Abführen“; eine Sennerin sagte, man müsse Piffasäste auf die Glut geben und dann an die schmerzende Stelle halten, damit „es anrauche“; andere behaupteten, dagegen helfe nur „Aufbeten“ (Besprechen). Man nannte mir auch eine Person im Nachbardorf, die dies kann und auch schon einigen getan hat, konnte mir aber über den Segen und die damit verbundene Handlung nur wenig mitteilen. Da die betreffende Person zu jenen gehört, die glauben, der Segen verliere seine Kraft, wenn er anderen verraten werde, und ihr Wissen darum nicht einmal eng Vertrauten und Angehörigen eröffnen, so unterließ ich jeden Versuch, von ihr Näheres zu erfahren. Das Aufbeten hatte aber auch der im Jahre 1904 verschiedene Pertl verstanden, der in Koflach (Gemeinde Ebene Reichenau) bei seinem Bruder, dem vulgo Graf, als Knecht gelebt und sich sehr viel mit „Sympathie“ befaßt hatte und als „Wunderarzt“ weit und breit geachtet war. Auch Bewohner von St. Oswald waren oft zum „Graf Michl“, wie man ihm nannte, um Hilfe gegen allerlei Uebel, u. a. auch gegen Piffas, gekommen. Die „Segen“ und Rezepte hatte er, so berichtete man mir, in zwei dicken Büchern zusammengeschrieben, die nach seinem Tode in den Besitz seiner noch lebenden Schwägerin übergingen und von ihr streng gehütet werden. Erst im Jahre 1930 gelang es mir, in diese viel begehrten Bücher Einblick zu nehmen. Und da fand ich unter ungezählten Segen und Heilanweisungen, die zum Teil offensichtlich aus gedruckten Büchern, zum Teil aus geschriebenen oder aus mündlicher Ueberlieferung stammen, 13 Eintragungen, die den Piffas betreffen und die ich im folgenden mit einigen Ergänzungen und Bemerkungen wort- und buchstabengetreu wiedergebe. Das eine Buch führt den Haupttitel „Ein Arzeneybuch“, zählt 1320 Quartseiten und wurde in den Jahren 1865 bis 1896 geschrieben; das andere, mit dem Haupttitel „Ein Sympathiebuch“, umfaßt 1186 Oktavseiten und wurde in den Jahren 1865 bis 1885 geschrieben. Beide haben sehr ausführliche Register, in denen die von Graf Michl „approbierten richtigen guten Mittel“ durch drei Punkte hervorgehoben sind; in dem Register des Sympathiebuches werden die „guten und

anwendbaren Mittel" mit zwei Punkten bezeichnet; ist ein Mittel „gering“ oder „ist etwas nicht zu bekommen“, so steht nur ein Punkt. Buch, Seite und Bewertung führe ich am Schluß in Klammer an.

Mehrere Mittel sind zauberabwehrende; sie setzen bei dem Leiden einen dämonistischen Einfluß voraus. Bevor etwas unternommen wird, muß festgestellt werden, ob wohl Pilfas vorliegt. Wenn kleine Kinder in der Nacht immer weinen, so können sie die „Nachtweine“ haben, die sie bekommen, „wenn sie um Tag und Nacht scheiden gefascht werden;“ „wenn aber die Wangen beim Kinde nicht gleich gefärbt sind, und mit dem Kopf hin und herriegeln, so haben sie auch manchmal die Pilves“. (A. 1167 f.) Im Anschluß an einen der „Segen“ bemerkt Graf Michl: „Die Pilfes ist allzeit nur gewöhnlich auf einer Seite in Zähnen oder Kopf, fährt gern durch faulen Zahnt hinein, thun aber bald alle weh, es kommt auch manchen in eine Hand oder Fuß, es ist zu erkennen, wenn der Schmerz um eine gewisse Zeit, alle Tage oder Nacht, anfangt oder nachläßt“. (Seiten 509 f.) Diese Beschreibung weist, soweit ich urteilen kann, auf Neuralgie; sie tritt anfallweise auf, und zwar zumeist im Gesicht, aber auch in den Armen und in den Beinen (Ischias, von der meist nur die eine Seite betroffen ist) und wird unter anderm durch Kälteeinwirkungen aufgelöst (Gesichtschmerzen nicht selten auch durch schadhafte Zähne). Plötzlich auftretende Krankheiten sind es in erster Reihe, die auf böse Wesen zurückgeführt werden. Entsprechend dem dämonistischen Charakter der Krankheit sucht man völlige Gewißheit auf magische Weise zu erlangen: „Rematische Schmerzen am Kopfe, auch an andern Orten zu erkennen. Man nehme Wasser wo Hochzeit und Leich über geht, mache es heiß, gieße es in eine Essenschüssel, und stelle oder setze sie auf den schmerzhaften Ort, und wirf ein wenig Hafer darein, steht er aufrecht im Wasser, so ist Rematismus oder Pilves genannt, schwimmt er nur, so ist ein anderer Schmerzen“. (A. 1153 f.)

An anderer Stelle, wo vom „Wartawassersieden“⁴⁾ die Rede ist, heißt es über die Beschaffung des hiezu benötigten Wassers: „Wenn man leicht haben kann, Wasser, wo Hochzeit und Leichen darüber geht, so ist es gut, vorwärts Auffangen wie für die Pulves, und schau nicht zurück . . . Bekommt man solches Wasser nicht

⁴⁾ Ueber die Warty und das Wartasieden vgl. Dr. G. Graber, Zaubersprüche aus Kärnten, W. Z. f. V. XXXI, 53 f.

leicht, so nimmt man von frischer Quelle, wo eine Rindel oder Rohr ist, und fange selbiges Wasser auf, welches hinter rinnet Trage es stillschweigend, und ohne zurück Schauen nach Hause zum Feuer". Als Schüssel, in die das Wasser gegossen werden soll, empfiehlt er „eine solche, die einwendig am Boden diesen IHS hohen Namen hat". Nach dem Gebrauch des Wassers „gieße es dem Stromm nach in fließendes Wasser, und hohle jedesmal neues. Ist auch mit dem Pulves-Wasser, beim Auffangen und Weggießen eben so zu thun". (A. 1093—1097.)

Ein alter Bauer, der den Graf Michl wiederholt wegen Pilfas aufgesucht hat, verriet mir, daß es noch eine andere Erkennungsmöglichkeit gebe: Eine „geschossene Bleikugel" (eine Kugel, die durch einen Gewehrlauf gegangen ist; als man noch häufig Scheibenschoß, waren solche Kugeln leicht zu haben), wird in ein kleines „Pfannl" (ohne Fuß) gegeben und dieses bleibt solange über dem Feuer, bis das Blei geschmolzen ist. Darauf wird das Blei in eine Schüssel gegossen, die dem Kranken auf die schmerzende Stelle gesetzt wird. Die Schüssel — es soll eine „irdene" mit dem „hohen" Namen sein — muß Wasser von einem solchen Brunnen enthalten, über dessen Zuleitung (Rohre) „Braut und Leichn" gehen. Das Blei „gstodet" (stockt) sogleich und nimmt, wenn man „die rechte Pilfas" hat, die Form des kranken Teiles des Kopfes an, hat also z. B. die Form des „Kaipoans" (Kiefers) oder der „Hirnschâln".

Beide Orakel sind auch anderswo gebräuchlich. Ein dem unsrigen ähnliches Haferorakel dient den Tschechen zur Feststellung der Stille, Oustfele (Pfeil, Schuß), worunter „sie das Ohrenstechen, wie überhaupt alle neuralgiformen Kopfschmerzen" — also dasselbe Leiden — verstehen⁵⁾. Bleigießen zur Krankheitserkennung ist in den deutschen und in den nordischen Ländern üblich⁶⁾; der Hexenhammer nennt es als ein Mittel zur Feststellung, ob der Kranke vom bösen Blick betroffen wurde⁷⁾.

Ist nun auf diese Weise die Krankheit als Pilfas gesichert, so ist es noch notwendig zu wissen, welche Pilfas der Kranke hat, denn es heißt (mit der aus dem Zahlenaberglauben zu erklärenden Uebertreibung): „Pilvesen sollen 77 sein, so wie Fiebern, Fraßen, Gichter und Schwund, es ist ein Samm-Pilves, Stamm-Pilves,

⁵⁾ Hovorka-Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin, II, 813 f.

⁶⁾ Hovorka-Kronfeld, a. a. O., II., 690 f., 878. L. Hagberg, Läkedomskonst, Svenska Kulturbilder, fjärde bandet, del VII o. VIII, 307.

⁷⁾ Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, I., 1392.

Stein-Pilves, Wasser-Pilves, Sonne-Pilves, diese soll die schlimmste sein, daß der Mensch von Verstand kommt, und in zwei oder drei Tagen Sterben muß, wenn nicht sogleich geholfen wird, weil nicht so leicht zu erkennen ist, welche Pilves ein Mensch von diesen benannten hat, so ist am sichersten, wenn diese alle benannt werden, sonst, wenn diese Pilves die genennt wird, der Mensch nicht hat, so hilft das Aufbethen nicht". (A. 1097 f.)

Es ist ja ein allgemeiner Glaube, daß man nur dann Macht über ein Wesen erlangt, wenn man seinen Namen kennt und ihn auch nennt. Während die Fraisen, Gichter usw. nach den Krankheitserscheinungen oder nach den kranken Organen bezeichnet werden, weist hier der Name offensichtlich auf die Herkunft der Krankheit oder des Krankheitserregers hin. Dabei ist es freilich schwer, eine klarere Vorstellung zu gewinnen. Ist Pilves als Dämon zu fassen und gibt das Bestimmungswort an, wo er sich aufhält, woher er stammt? Oder liegt, wie bei den Stiefele die Vorstellung von „Schüssen“ u. ä. vor? Dafür könnte die Bezeichnung „Sonne-Pilves“ sprechen. Nach der Beschreibung ist Sonne-Pilves wohl nichts anderes als Hitzschlag, Sonnenstich oder Sonnenschuß, der nach dem Volksglauben dämonistischer Herkunft ist; als „dämonium meridianum“, Mittagsgespens, personifiziert, verwirrt und lähmt die sommerliche Mittagsschwüle die Mäher und Schnitterinnen, verletzt oder tötet sie sogar durch einen Sonnenstich oder Sonnenschuß⁸⁾.

In den folgenden Eintragungen kehrt übrigens keine dieser Bezeichnungen wieder, wohl aber wird mehrmals nicht von der Pilfas, sondern von Pilvesen gesprochen. Die Eintragungen geben die Heilanweisungen und bieten die „Gebete“. Im Arzeneybuch unterscheidet Graf Michl zwischen „natürlichen“ und „Sympathie-Mitteln“; diese macht er im Register durch ein Kreuz kenntlich. Ein solches fehlt bei den zwei Abschnitten:

„Ein oder zwei wilde Kösten in solcher gröÙe ein Bröckl Alaun zusammen einnähen und beständig auf bloser Haut bei sich getragen, verziehet mit der Zeit die Pilves, bewahrt forthin vor jeder WildnüÙ“. (A. 711.)

„Für Wildnüssen, soll auch nach längerer Zeit rematisches Kopfreißen vertreiben. Zwei wilde Kastanien und in solcher gröÙe ein Bröckel Alaun, diese drei Stück zusammen, so nahe als möglich am Leib, Tag und Nacht bei sich tragen“. (A. 1153.)

⁸⁾ P. Lessiak, Gicht, Zeitschrift für deutsches Altertum 53, 1911, 159. Vgl. auch M. Höfler, Deutsches Krankheitsnamenbuch, 576, 680.

„Wildniß“ ist in unserer Gegend die übliche Bezeichnung für alle leichteren Krankheiten, die man auf Verkühlung zurückführt, z. B. auch für den Schnupfen; Piffas wird als ein schwerer Grad von Wildniß angesehen. Als Vorbeugungsmittel gegen gichtisch-rheumatische Leiden trägt man auch in Bayern Alaun bei sich; auch bei anderen Krankheiten wird es als Amulett verwendet⁹⁾. Ebenso gilt die Roßkastanie als gutes Schutz- und Heilmittel bei Rheuma, Neuralgien, Krampf¹⁰⁾; auch die Naturheilkunde empfiehlt, bei rheumatischen Schmerzen Roßkastanien bei sich zu tragen oder im Bett zu haben; sie erklärt die Heilwirkung aus der Radioaktivität der Roßkastanie¹¹⁾. Möglicherweise ist das Mittel tatsächlich ein natürliches

Ein natürliches Mittel sieht Graf Michl auch im „Rauchen“:

„Zum Rauchen für die Pilves nimm. Eine Faust voll Gartenkurdabenedickt, diesen zerschneiden, einen Eßlöffel voll Hanefsamens, diesen zerstoßen, sonst springet er aus der Glut, dann Goldmühren und einen weißen Zucker, ein wenig von einen Pulvestast, dieses alles untereinander gemischt, dann nimm einen alten Mehlsack, den drähe um, aber nicht abstauben, dann, wenn man es haben kann, Hanefreiste oder auch solches Werch auf den Sack etwas auseinanderbreiten, dann die Glut zuvor Salzen, dann dieses obige alles zusammen auf die Glut steuen, und den Mehlsack samt den Reisten über halten, daß der Rauch unter den Sack und Reisten geht, wens von Rauchen aufhört, den Sack sammt der Reisten um den Kopf zusammen binden, in das Bett gehen nicht mehr an die Luft. Dies tue ein oder drei Abende“. (A. 1171.)

Eine ähnliche Anweisung findet sich im Sympathiebuch:

„Nimm von Feichten Aesten, oder Grössing solche Knöperlein, welche man Pülfes-Tschirtschlein nennt, dann von einen Pulfes-Ast, sei er von was für einer Art er will, dann solche Rindlein von Zaun, die der Wind beitelte, dann Ameisenpech, wilde Kösten, Gold-Mühren, und weisen Zucker, denn spare nicht er ist gut für das Gicht, dies schneide alles zusammen klein, und rühr es untereinander, so daß Niemand kennt, du kannst es sammeln und richten wan du willst man gibt für eine Person ein vollen Eßlöflvoll, dann beim selbigen Haus wo der leidende Mensch ist, beim Laben Thür Drischwel, Rauchstuben Drischpel, und wenn bei der Rauchstuben auf einer Seiten drei Fenster sind, außerhalb beim mittleren Fenster drei Schättlein wegschneiden und auch von jeden Thürdrischpel so, diese neun Schättlein klein zerschneiden, und unter die andere Stup mischen, man Salze die Glut, und schittet den dritten Theil von der Stup darauf, und beräuchere einen alten meligen Mehlsack, und leg in dann warmer auf den leidenden Ort, und gehe nimmer auf die Weit hinaus, dis thue drei Abende“. (Seite 518—521, 3 Punkte.)

⁹⁾ Hovorka-Kronfeld, a. a. O., II, 257. H. d. d. A. I, 239.

¹⁰⁾ Hovorka-Kronfeld, a. a. O., II, 292, Fossel, Volksmedizin und medizinischer Aberglaube in Steiermark, 165. H. d. d. A. V, 373.

¹¹⁾ Matthäus-Zöbisch, Alte Volkshelkunst in neuem Lichte. Dresden (1932), 45.

Die Schwägerin des Graf Michl teilte mir mit, daß er die „Rindlan“, die von den „Zaunräggl“ (waagrecht liegende Fichtenstämmchen der Ringzäune) herabhängen und die der Wind „wachtlt“, die tannenen und lärchenen „Tschurtschn“ (Zapfen), Teile von einem Piffasast, Ameisenpech, ferner „Schoß- oder Piffaschmelchn“, eine auf der Alm wachsende Grasart (vermutlich Roten Schwingel), und Weizen zunächst gedörrt und dann in der Hausmühle zu „Stupp“ (Pulver) gemahlen habe. Zu dieser „stark schmöckenden Stupp“ gab er noch Goldmyrrhen und Staubzucker, ehe er sie auf die etwas gesalzene Glut schüttete¹²⁾.

Für die Zusammensetzung der Pilvesstupp besteht also eine gewisse Freiheit. Einzelne Bestandteile sind bekannte und beliebte Volksheilmittel. Das Kardobenediktenkraut (*Cnicus benedictus*, Benediktenkraut) wird wegen seiner stärkenden Kraft und als Bittermittel geschätzt¹³⁾; man gibt es auch den Kühen ein: „Korebenedikt mâcht n Butter recht dick“ oder „Korabenedik mâcht n Rahm gel (gelb) und dick“ sagt man in St. Oswald. Hanf wird seit der Antike zu Räucherungen als narkotischer Dampf verwendet¹⁴⁾; getrocknet und mit Zuckerrauch erwärmt, wird Hanfweg auf rheumatisch affizierte Gelenke gelegt¹⁵⁾; in Oberschlesien und Böhmen gebraucht man Hanfdampf als Fiebermittel¹⁶⁾. Dem Ameisenpech, den von den Ameisen in ihren Häufen zusammengetragenen Pechkörnlein, wird große Heilkraft zugeschrieben. Auch Salz findet in der Volksmedizin vielerlei Verwendung, u. a. gebäht und in Säckchen heiß aufgelegt gegen Zahnschmerzen¹⁷⁾. Ebenso ist die Myrrhe ein altes Heilmittel; Goldmyrrhe und Zucker mußte die Wöchnerin, um leichter zu schwitzen, einnehmen, wenn sie, wie es in unserer Gegend früher üblich war, etwa eine Woche nach der Entbindung das auf primitive Weise bereitete „Schwasbâd“ (Schweißbad) nahm. Die Verwendung von Mehlsäcken zur Einhüllung des kranken Körperteils ist auch anderorts gebräuchlich¹⁸⁾. Zucker, Salz und Mehl, hier als seelenkultliche oder dämonen-

¹²⁾ Eine Schachtel mit Piffasstupp, wie sie von der Mühle kommt, fand sich im Nachlaß des Graf Michl; einen Teil davon habe ich mit einem Piffasast dem Museum für Volkskunde in Wien übermittelt.

¹³⁾ Dr. H. Richter, *Unsere Heilpflanzen*, Klagenfurt (1921), 94.

¹⁴⁾ M. Höfler, *Volksmedizinische Botanik der Germanen*, 98 f.

¹⁵⁾ Hovorka-Kronfeld, a. a. O., I, 196.

¹⁶⁾ H. d. d. A., III, 1437.

¹⁷⁾ Hovorka-Kronfeld, a. a. O., I, 373.

¹⁸⁾ Hovorka-Kronfeld, a. a. O., II, 284.

abwehrende Mittel anzusehen, halte ich nicht für angebracht. Dagegen sind andere Bestandteile sicher nur aus „Sympathie“ zu erklären: der Pilfastast, die Knörpelein (Verwachsungen¹⁹⁾ von Grösing (junge Waldbäume) und die Zaurindlein. Sie haben es auch mit dem Pilfas zu tun wie der Kranke; sie werden von dem Verursacher des Leidens, dem Pilfaswind, bewegt oder in ihrem natürlichen Wachstum behindert. Wenn wir später hören werden, daß die Pilvesen durch das Aufbeten gezwungen werden, entweder durch das Fenster oder durch die Tür zu entweichen, so wird es verständlich sein, daß man auch „Schätlein“ (kleine Holzabfälle beim Hacken, Hobeln usw.) vom Fensterstock und von dem „Drieschpl“ (Schwelle) der Labmtür“ (Haustür) und der Tür der Rauchstube mitmahlt, in der ja als dem Hauptraum des Hauses das Aufbeten vorgenommen wird; drei Späne von verschiedenen Schwellen braucht man übrigens auch für die erwähnte in Oberschlesien und Böhmen gebräuchliche Räucherung gegen Fieber wie Abschabel, zumal von den vier Tischecken, überhaupt bei Räucherungen und Bereitung von Heil- und Zaubetränken eine Rolle spielen²⁰). Die Forderung, nach dem Umbinden des angeräucherten Mehlsackes nicht mehr „auf die Weit“ (ins Freie) zu gehen, braucht nicht aus der Furcht vor den vertriebenen Krankheitsgeistern erklärt zu werden. Zweifellos hat die Anwendung dieses Mittels ihren Hauptgrund in der wohltuenden Wirkung der Wärme; Wärme und Massage gelten allenthalben als Hauptmittel gegen Muskelschmerzen rheumatischen Ursprungs²¹). Daneben wirkt jedenfalls auch der Glaube an die reinigende, dämonenverscheuchende Kraft des Räucherns mit und auch die Meinung, Aehnliches sei für Aehnliches förderlich.

Ein drittes Mittel schließe ich hier an, obwohl es im Sympathiebuch steht; es ist nämlich auch ein natürliches.

„Wenn für die Pilves das Aufbeten und Sieden nicht hilft, daß es vielleicht schon zu einem Geschwür geworden, durch schon zu lange Zeit, oder ein Ohr verstopfet ist, so nehme man zwei Stückel Leinset-Zelten, wärme sie bei einer Glut oder warmen Ofen, nicht bei brinnenden Feuer, dann ein reisteses Flekel in Leinöl tunken und auf die schmerzhafteste Seite legen, und gleich ein Stück gewärmten Zelten drauf, dann zuvor er kalt wird hinwek thun, das Flekl wieder mit Oel benezen, und das eine Stück wieder drauf, und so etlichemal, es wird gewiß besser werden“. (Seite 512 f. zwei Punkte.)

¹⁹⁾ Vgl. „Knauper“, m., was nicht das rechte Wachstum hat, Knorren, Knirps, und „knoppet, knopperet“, knorrig (Lexer, a. a. O., 162 f.).

²⁰⁾ H. d. d. A., I, 100, 1099.

²¹⁾ Hovorka-Kronfeld, a. a. O., II, 282.

„Leinsetzelten“, wie man in Kärnten den Leinkuchen (Kuchen aus ausgepreßten Leinsamen) nennt, ist eines der häufigsten Mittel zum Erweichen verhärteter Geschwüre und Geschwülste²²⁾. Piflas bedeutet hier wohl Mittelohrkatarrh oder eiterige Mittelohrentzündung.

Diese drei Mittel kann man daheim anwenden; es sind Hausmittel. Auch der Sympathiearzt bedient sich, wenn der Kranke zu ihm kommt, in schwereren Fällen, um die Wirkung des Aufbetens zu erhöhen, eines Mittels, des „Aufsiedens“, das Graf Michl mit Recht zu den Sympathiemitteln zählt:

„So die Pifles verhartet ist, und mit Beten nicht will helfen, muß man auch aufsieden“. (S. 510) „Wenn man aber auch aufsieden will, so holle ein Wasser von ein solchen wär es gut wo Hochzeit und Leichen darüber gehet, fang es thalwärts auf, hitze das Wasser und drei Steinlein die man auf ein Aker, oder Bach, oder Dachtraf sucht, es müßen blaue oder braune und wurmstichige Steinlein sein, so oft mann ein rechtes aufhebt, sprich also. Ich such Ruh und Rast, Ruh und Rast hab ich funden ich N: Befehl mich in die h. fünf Wunden. Gieß das heiße Wasser in ein hölzerne Schüssel setz sie den aufs Haupt, leg ein Steinlein drein und luke das Höffelein drauf beth das erste Gebeth einmahl, thu den heraus und den zweiten hinein bet es wieder und mit den dritten auch so, zum zweitenmahl Aufsieden braucht man zwei Steinlein zusetzt (soll wohl heißen: zuletzt) eins, so wie das Gebeth gebraucht wird“. (S.77—80 zwei Punkte) „Bekommet man keine Steine, so nehme geschossene Bleikugeln drei oder fünf, oder altes Fensterblei, zerschmolzen, und anstatt der Steinlein in das Wasser thun, das Blei fange wens Wasser etwas kühl ist heraus, kannst es noch nützen, thue jedesmal wenn du hast wieder eine Kugel darzu, das Wasser gieße in das Körch einwendigen Dachtraf, wo Niemand darüber gehet, und hole jedesmal neues, rede aber nichts, und schau nicht zurück bis du es zum Feuer gesetzt hast“. (S. 510—512)

Daß ein derartiges Aufsieden auch in andern Ländern üblich ist, konnte ich aus der mir zur Verfügung stehenden Literatur nicht ersehen; das „Aufkochen des Bregens“ in Ostpreußen und Pommern²³⁾ scheint damit nichts zu tun zu haben. In Kärnten ist ein Aufsieden bei der „Warta“ gebräuchlich. Des Aufsiedens bediente sich auch die im Jahre 1670 der Zauberei beschuldigte Cäcilia Gruberin im Metnitztal, als sie einmal großes Wehtun und Schmerz in den Augen gehabt und schier ganz blind gewesen. Da habe sie (so gestand sie beim peinlichen Verhör) „neun luckete Steindel von einem Grübel oder Hauff genommen, im Feuer glühend gemacht, dazu ein neues Hafferl mit Wasser angesetzt,

²²⁾ H. Marzell, Alte Heilkräuter, 21.

²³⁾ H. d. d. A., IV, 84 f. und V, 235.

dieses ganz siedend gemacht, hernach solches in eine Schüssel geschüttet und das Hafferl darüber gedeckt, dabei folgendes gesprochen: ‚Wildnussen und Bildnussen, Uebel und Affel und alle wilden Geschossen gehen aus mit einander über die Gassen. Begegnet ihnen unser Lieber Herr Jesu Christ. Da sprach unser lieber Herr Jesu Christ: Wildnussen und Bildnussen, wo wollt ihr hin miteinander über die Gassen? Wir wollen gehen zu der Cillen heinbrechen und Blut saufen. Da sprach unser lieber Herr Jesu Christ: Das sollt ihr keines nicht tun, ich bann euch aus in eine gar wilde Ramenei, wo kein Hahn nicht kräht und kein Mann nicht mäht, wo keine Glocke nicht klingt und wo kein Christgläubig Mensch nicht hinkümt. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes Amen.‘ Davon sei sie gesund worden.“²⁴⁾ Der Bericht über das Aufsieden ist jedenfalls unvollständig; wahrscheinlich hat sie es so vorgenommen, wie es im Buch des Graf Michl angeordnet ist.

Eine sichere Deutung des Aufsiedens vermag ich nicht zu geben. „Wurmstichig“ nennt man Steine mit braunen Rostflecken als Folge der Verwitterung der Eisenadern. Sie heißen auch „Dächtrapfstoan“ (Dachtraufensteine) und wurden früher mit Vorliebe verwendet, wenn man beim „Seachtnwäschn“ (Große Wäsche), beim „Sauhaarn“ (Enthaaren der geschlachteten Sau) und bei den oben erwähnten „Schwoasbäd“ eine größere Menge Wassers mit Hilfe von glühenden Steinen erhitzen wollte; man mag erkannt haben, daß solche Steine mit vergrößerter Oberfläche die Wärme rascher abgeben. Hier sollen sie wohl das Wasser heiß erhalten, daneben aber wahrscheinlich noch eine andere Aufgabe erfüllen. Vielleicht schrieb man ihnen einst heilbringende oder übelabwehrende Eigenschaften zu wie allen Steinen, die durch Gestalt oder Farbe auffallen²⁵⁾. Wie mir Herr Lehrer Obermann in Gnesau mitteilte, gebrauchte ihm gegenüber ein Bauer in Zedlitzdorf für größere Bach- und Dachtraufsteine, die so viele kleinere und größere Löcher haben, daß die Oberfläche schwammartig aussieht, den Ausdruck „Pilfasstoan“. Wenn wir uns der Bezeichnung „Stein-Pilves“ erinnern, so werden wir zu der Vermutung veranlaßt, daß man einstmals an eine engere Beziehung zwischen diesen Steinen und dem Pilfas geglaubt hat, etwa in der Weise, daß diese Löcher (also die Verwitterung) durch den Pilfas hervorgerufen worden

²⁴⁾ Karl Baron Hauser, Aus dem Archive, Carinthia, 71. Jg., 1881, 156.

²⁵⁾ H. d. d. A., I, 71.

sind. Ist dem so, dann liegt dem Aufsieden wohl der Heilgrundsatz *similia similibus* zugrunde. Es hätten dann auch die Worte, die beim Aufheben der Steinchen zu sprechen sind, einen guten Sinn. Die Verwendung von Blei anstatt der Steinchen kann man sich kaum anders erklären, als aus der Bedeutung, die dem Blei im Volksglauben beigemessen wird; in Böhmen wurde Bleigießen früher auch gegen Hauptschmerzen verwendet²⁶). Der Gebrauch von Wasser könnte mit der Annahme eines „Wasser-Pilves“ zusammenhängen. Oder ist nur der Glaube an die reinigende, wegtragende Kraft des Wassers maßgebend? Sie ist letzten Endes die Ursache dafür, warum in Simmenthal aufgekochtes Bachwasser, in dem drei Kieselsteine liegen, als Hustenmittel gilt und in Mettersdorf als Mittel gegen Gicht neun heiße Kiesel in die Badewanne geworfen werden²⁷). Das zum Aufsieden verwendete Wasser muß nach dem Gebrauch in den Kehricht „inwendig der Dachtraufe“, und zwar dort, wo niemand darüber geht, gegossen werden; man meint also, daß das Wasser den Krankheitsstoff mit sich nehme.

Derselbe Glaube tritt auch aus einer Heilhandlung entgegen, die der Sympathiearzt in Abwesenheit des Kranken vollzieht; durch das Aufbeten wird die Piffas aus dem Kranken vertrieben und mit Hilfe eines Zwischenträgers, der jungen Zweige der Traubenkirsche (*Prunus Padus*), die nicht nur in unserer Gegend zur Vertreibung bösen Zaubers dient²⁸), an einem zauberischen Ort vergraben oder aber weggeschwemmt:

„In Abwesenheit des Menschen, nimm zwei weißelene Wachslein, lege sie vor deiner ins Kreuz weg, bete darüber ein Piffes-Gebet, nenne dessen Namen gerade wie sonst, dann die Zweiglein auf einer Wegscheid vergraben, oder in ein fließendes Wasser werfen und nicht mer zurück schauen“. (S. 518 f., zwei Punkte.)

Mit Handlungen ist das Aufbeten auch dann verbunden, wenn der Kranke zugegen ist. Bei allen „Segen“ oder „Gebeten“, wie Graf Michl gewöhnlich sagt, ist angegeben, wie sie zu „gebrauchen“ sind. Sechs standen ihm zu Gebote. Manche ähneln sich aber so stark, daß man eigentlich nur von Varianten sprechen kann. Im Aufbau und in der Fassung bieten sie nichts Ungewöhnliches, zumal wenn man damit rechnet, daß manches entstellt ist.

²⁶) H. d. d. A., I, 1392.

²⁷) H. d. d. A., IV, 1306.

²⁸) H. Marzell, Die heimische Pflanzenwelt im Volksbrauch und Volksglauben, 105, 110.

Völlig gereimt ist keiner; an einigen Stellen ist der Reim verloren gegangen, könnte aber leicht wiederhergestellt werden. Stabreime finden sich in jedem.

Zwei Segen haben einen epischen Eingang:

„Bulves Gebeth. Wo unser lieber Herr Jesus Christus Geboren ist, da wolten die Bilvesen ausreiten, durch die wilden Wolken wolten sie Streiten, weil sie aber wieder kammen, und ein Oertlein nahmen, N: wann ich dir die Bilvesen treiben kann, aus allen deinen Gliedern, aus den hohen und aus den niedern, und aus allen deinen Gebein, aus den großen und aus den klein, aus deinen ganzen Ingeweid, von N: fahret aus in wilden Wald brecht Stöck und Stein, N: dein Geblieth bleibt keusch und rein, deine Gebein bleiben dir ungebrochen. Helf dir Gott der Vater +, und Gott der Sohn + und Gott der h. Geist +. Bethe es Morgens und Abents, das erstemahl dreimahl, zum zweiten zweimahl, zuletzt einmahl, die Hände hab auf den Kopf ins Kreuz, und bei den drei hohen Personen, blasse auf den Kopf ins Kreuz, der Mensch muß zu einen Fenster sitzen welches man etwas öffnen muß damit die Bulves ausfahren kann.“ (S. 73—77, sehr gut. drei Punkte.)

„Ein Anders eben so zu gebrauchen. Wo unser lieber Herr Jesu Christi Geboren war, da wolte die Bilvus ausreiten, und wolte Streiten, auf das sie wieder kammen, und das Aertlein einnahmen, also will ich dir die Bilvus austreiben, aus Hirn und aus Niern, und aus deinen Gehör, und wünsche euch hin in den wilden Wald, dort könnt ihr brechen Bäume und Stök, das helf dir Gott der Vater +, Gott der Sohn +, und Gott der h. Geist + Amen.“ (S. 80—82, zwei Punkte.)

Die anderen Segen bestehen nur aus dem Bannspruch:

„Ein Anderes. Kein Pilfes, kein Pilfes, kein Pilfes, ich treib dich aus über Stock und Stein in die wilde Rommeney, wo keine Hahne kraht, wo kein Mader maht, wo kein Glocken klingt, wo kein Jungfrau singt, wo kein Knabl geboren werd, ich treib dich aus, aus dein Hirn, aus dein Stirn, aus dein Muth, aus dein Blut, aus dein Fleisch, aus dein Gebein, von großen Zechen bis auf den klein, helf dir N: Gott der Vater + + +.

Dieß sprich dreimal, und zuletzt das Evangelium St. Johannes am 1. Capitel und dreimal so. Während den Aufbeten die Händ neben einander auf den Kopf legen, und den Athem beim Beten lasse auch auf den Kopf gehn, und zuletzt die Kreuze darüber zu machen, und diesz wenn bei der Stube drei Fenster sind, bei den mittersten zu verrichten, oder drei auf einer Seite, ist noch besser, wo der Patient rückwärts hinzu sitzt, den Kopf blößt, das Fenster muß man etwas öffnen damit die Pilfes kann ausfahren, läßt sich das nicht thun, so muß man die Thür etwas öffnen; weil man Aufbetet soll Niemand bei der Thür gehen, es bekommts dann oft derselbige Mensch“. (S. 506—509, zwei Punkte.)

„In die wilde Romenei, wo koa Mâhder maht, wo koa Hähne kraht, koa Ochs lüat (schreit, brüllt) und koa scheane Bluame blüaht“ wurden in St. Oswald auch die „beasn Wetter“ verbannt;

ebenso im Gurktal³⁰). Im Gitschtal heißt man die „wilde Vermante“ dorthin. In dem oben angeführten Zauberspruch aus dem Jahre 1670 werden die „Wildnussen und Bildnussen (entstellte Form von Bilwis?), Uebel und Affel (Entzündung von Wunden) und alle wilden Geschoßen“ in die „wilde Ramenei“ verwiesen. Prof. Dr. L. Franz (Prag) sieht in dieser kärntnerischen „wilden Romenei“, die nach dem Gailtaler Volksglauben eine Art wütiges Heer ist, „die Paganengötter, die durch die Lüfte kommen, die Nachkommen der römischen Götter, denen einst auf ragenden Höhen und in weiten Tälern ringsum im Lande Tempel errichtet worden waren, damals, als sie noch als freundliche Gestalten dem Menschen halfen“, die aber nun im Volksglauben weiterleben „als dämonische Gestalten, die mitternächtigerweile einherjagen, Wahnsinn als Vorreiter, Tod als Gefolge“³¹). In den Zaubersprüchen ist sie eine öde Gegend; „wild“, d. h. seltsam, unheimlich, ist sie, wohl nur mit Unkraut und Gestrüpp bewachsen; koa Glöggele klingg, koa Engl singg“ dort (wie es in einer andern Fassung heißt); so wird sie nicht nur von den Menschen — zumal den „christgläubigen“ — gemieden, sondern selbst von den Tieren. Man mag da ganz gut an eine antike Trümmerstätte denken, in der der Volksglaube die alten Götter und Geister weiterlebend währte wie ja nach der Volksmeinung auch in Burgruinen Geister hausen. Die Beschreibung paßt freilich auch für den „wilden Wald“ und findet sich auch in Segen, in denen die Krankheitsdämonen in diesen ausgewiesen werden, so in dem südslawischen Poganica-Segen³²), in einem obersteirischen Gichtsegen³³) und in dem folgenden, letzten Pilvessegen.

„Pilfes-Gebet. Sohn Pilfes, Sohn Pilfes, Sohn Pilfes, mit Gott dem Vater ersuche ich euch, mit Gott den Sohn erfind ich euch, heiliger Gott! der mich und euch Erschaffen hat. Ich treibe euch aus mit der starken Macht Gottes, daß döb von hinnen geht, und nimmermehr her kehrt, das döb hinschießt wo döb seid hergeschossen, über Stock und über Stein, über Spitz und über Stauden, das döb zu Köhler werd, das döb zu Wasser werd, das sag ich euch, geht wiederum heim aus N: seinen (oder ihren) Fleisch und Gebein, aus seinen (oder ihren) Hirn und Gestirn, ich verbanne

³⁰) G. Graber, a. a. O., 49.

³¹) „Schatzgräber“. Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 3. Jg., 1930, 120 ff.

³²) Hovorka-Kronfeld, a. a. O., II, 864.

³³) V. Fossel, a. a. O., 167.

such hin, in ein wilden Wald, wo nie kein Hund kaldt³⁴), wo kein Vieh Lieht, wo kein Grassel blüht, wo kein Mader mäht, wo kein Hahne kräht, das helf dir N: Gott +, +, +.

Darnach Speibe dreimal aus, bete das Evangelium St. Johannes, weil du bettes halte die rechte Hand auf das schmerzhaftige Ort, und wann die drei hohen Namen genenet werden, mach mit den Daum das Kreuz an des schmerzhaftige Ort. Das wird dreimal gesprochen, auch das Evangelium St. Johannes, darnach mach auf beiden Schläffen und an die Stirn das Kreuz, darnach leck du und die Person Weihsalz mit den Goldfinger, und das übrige Salz verbrenne". (S. 514—517, zwei Punkte.)

In dem Sympathiebuch steht auch „ein guter und gerechter Vergichtsegen“, indem Jesus, dessen Leidensgeschichte erzählt wird, um Schutz vor „allen unseren Krankheiten der 77 Vergichter und Gesichter und bösen Pilfes, Vater- und Muttersiechtum und allen bösen Krankheiten an einen „wilden Ort“ gebannt werden; die Wiedergabe dieses sehr langen Segens, den man bei sich tragen soll, erübrigt sich.

Was für die Besprechung verlangt wird, ist jedem geläufig, der mit dem Heilaberglauben einigermaßen vertraut ist: die Wahl der Abend- und Morgenstunden, zumal der Zeit des Abendläutens, die Wiederholung des Aufbetens, wobei sich die Wertschätzung der Zahlen 3 und 9 zeigt, das Beten des Anfanges des Johannes-Evangeliums, das Handauflegen („Ins-Kreuz-Halten“), das Kreuz-machen, das Blasen, das Ausspucken, das Lecken von Weihsalz mit dem in besonderem Ansehen stehenden Goldfinger, das Opfern des übrig gebliebenen Salzes, die Vorschrift, sich rückwärts zum Fenster zu setzen (damit man die ausgejagten Krankheitsdämonen nicht ansehe und nicht noch einmal Schaden erleide). Wenn die Besprechung beim mittleren Fenster vorgenommen werden soll, so sei darauf hingewiesen, daß in Oesterreich und im Gottscheerland der Teufel sein Opfer auch durch das mittlere Fenster hinausreißt³⁵).

Einen Bilwissegen aus einer Münchener Handschrift des 14. Jahrhunderts hat A. Schönbach veröffentlicht³⁶); er stimmt mit unseren nicht überein. Es ist mir überhaupt kein Segen bekannt, der zu unseren gestellt werden könnte, außer einem tschechischen gegen die Střile. Daß die Střile auf eine ähnliche Weise festgestellt werden wie die Pilfas, daß die Krankheit der Pilfas entspricht — auch die Střile treten oft einseitig auf — wurde

³⁴) „káln, koln“, bellen (Lexer, a. a. O., 154).

³⁵) H. d. d. A., II, 1331.

³⁶) Zeitschrift für deutsches Altertum, 24, 1880, 70.

bereits erwähnt. Man wendet dagegen ein Mittel an, das, da man dazu Wasser und geschmolzenes Blei benützt, an das Aufsieden erinnert. Da auch der Segen mit unseren inhaltlich nah verwandt ist, so dürfen wir da wohl an eine Entlehnung denken. Der Segen lautet in der von Hovorka-Kronfeld gebotenen Uebersetzung³⁷⁾ „Ich, N. mit eigenem Namen getauft; es flogen da drei střelci (Schützen, Schießer), mit Rotlauf vereinigt, sie hielten sich auf meinem Kopfe, meinen Ohren, meinen Zähnen, und ich verwünsche sie durch die drei göttlichen Personen: Gott Vater, Gott Sohn, Gott Heiliger Geist. Sind sie aus dem Winde, daß sie wieder in den Wind gehen, dort sollen sie Holz in den größten Dickichten brechen; sind sie aus dem Wasser, so sollen sie ins Wasser zurückkehren, um dort in den größten Tiefen Sand zu binden; sind sie aus den Felsen, so sollen sie wieder in die Felsen gehen, um dort Steine in den größten Felsen zu brechen, mich, meinen Kopf, meine Ohren und Zähne in Ruhe lassen und mich nicht mehr martern. Hierzu ver helfe mir Gott Vater, Gott Sohn und Gott Heiliger Geist, Amen!“

Aus der Luft kommen auch die Pilvesen, ebenso aus dem Wasser, wie man wohl aus der Bezeichnung „Wasser-Pilves“ und dem Wunsch, sie sollten zu Wasser werden, schließen kann, und auch aus den Felsen („Stein-Pilves“). In den „größten Dickichten“ sollen die střelci Holz brechen, in den größten Felsen Steine. Und die Pilvesen bannt man in den wilden Wald, wo sie „Bäume und Stöck“ oder „Stöck und Stein“ brechen können. Ich habe oben die Vermutung ausgesprochen, daß man die Verwitterung einst den Pilvesen zugeschrieben habe; nach dem eben Gesagten darf man sie, so meine ich, zur Behauptung erheben. Für die Erklärung der Bezeichnungen „Sam-Pilves“ und „Stamm-Pilves“ bieten die Segen keine Handhabe, es sei denn, daß man „Stamm“ als „Baum“ nimmt — in den ältesten Zeugnissen erscheinen auch Bäume als Wohnung der Bilwisse³⁸⁾ — und die Forderung, die Pilvesen sollen zu „Köhler“ (verkohlte Holzreste) werden, damit in Zusammenhang bringt.

Der Erreger der Krankheit ist der Pilfaswind, der Wirbelwind. Auf den Wind — die Winddämonen — werden eine Reihe Krankheiten zurückgeführt, vor allem auf die Dämonen des Wirbel-

³⁷⁾ Hovorka-Kronfeld, a. a. O., II, 813 ff.

³⁸⁾ H. d. d. A., I, 1314.

windes, die als besonders böse gelten³⁹⁾. Der Wind verursacht die Krankheit durch Anblasen; angeblasene Krankheiten werden weggeblasen; und wer die Pilvas bespricht, bläst tatsächlich über den Kopf des Kranken. Nach den Segen, zumal den zwei ersten, stellt sich die Entstehung der Krankheit aber anders dar: in Wetterwolken fahren die Pilvesen (die man sich nach dem Wechsel des Geschlechtswortes anscheinend, teils als männlich, teils als weiblich denkt) durch die Luft und setzen sich an einem Menschen fest, werden aber durch das Besprechen genötigt, durch das offene Fenster oder durch die offene Tür wieder auszufahren. Wo der Bilwis sonst als Krankheitsdämon auftritt, ist er indes ein Schutzdämon⁴⁰⁾. Bei der Nennung der „Sonne-Pilves“ habe ich bemerkt, die Krankheit könnte darnach so wie die Střele als angeschossen gelten. Die Segen bieten hierfür keinen Anhaltspunkt; die Stelle „daß ihr dahinschießt, wo ihr seid hergeschossen“ hat m. E. keine Beweiskraft. Freilich kann man auch aus dem Střile-Segen nicht herauslesen, daß die Krankheit durch Schüsse entsteht; Der Beschwörer wendet sich an die Dämonen, als ob sie selbst von dem Menschen Besitz ergriffen hätten, und nur ihr Name und der der Krankheit verraten, daß diese durch Schüsse bewirkt worden ist. Wir kommen also auch hier zu keiner Gewißheit. Es scheint, daß sich die ursprüngliche Vorstellung im Laufe der Jahrhunderten mit anderen vermengt hat.

Die Entwicklung des Bilwis hat zuletzt L. Mackensen dargestellt⁴¹⁾. In den ältesten Zeugnissen — sie stammen fast durchaus aus dem bayrisch-österreichischen Gebiet und gehören dem 13. und 14. Jahrhundert an — ist er „ein menschenleindlicher Naturdämon, männlichen und weiblichen Geschlechts, der durch seine Geschosse Krankheiten verbreitet“; im 14. Jahrhundert wird er im Rheinland und in den Sudetenländern zu einem Zauberer und einer Hexe, auf ostdeutschem Boden vom 16. Jahrhundert an zu dem Getreideschneider (Bilmesschnitter usf.), als der er im östlichen Süd- und Mitteldeutschland noch heute gefürchtet ist. Von den früheren Deutern des Bilwis sei nur E. H. Meyer erwähnt,

³⁹⁾ Lessiak, a. a. O., 154 f.

⁴⁰⁾ Höfler, Krankheitsdämonen, Archiv f. Religionswissenschaft, 2. Bd., 1899, 127. H. d. d. A., I, 1314. H. Bächtold-Stäubli, Aberglaube, in J. Meiers Deutscher Volkskunde, 115.

⁴¹⁾ H. d. d. A., I, 1313 ff.

weil er eine Vermutung geäußert hat, die unser kärntnerischer Pilsfasglaube zu stützen vermag; er meinte, der Bilwis sei, ehe er zum Zauberer wurde, ein Wirbelwindgeist gewesen⁴²⁾.

Ob dieser Pilsfasglaube noch irgendwo außerhalb Kärntens tortlebt, ist mir nicht bekannt. In Kärnten ist er übrigens nur auf ein kleines Gebiet beschränkt, das, wie schon V. Geramb bemerkt hat, „an Volksaltertümern sehr reich ist“; es umfaßt etwa die Gemeinden Gnesau, Ebene Reichenau, Kleinkirchheim, Radenthein (mit Ausnahme der westlichsten Ortschaft Döbriach, Feld, Mooswald und Fresach). Im Bereich dieser Gemeinden kann man Pilsfasäste noch häufig an alten Bauernhäusern, Getreidekasten und Almhütten sehen. Der Krankheitsname „Pilfas“ ist jedoch verhältnismäßig nur selten zu hören; die Bezeichnung „s Rematische“ verdrängt ihn immer mehr; die mitgeteilten Mittel kennen und schätzen auch nur noch wenige ältere Leute; der Glaube an einen dämonistischen Ursprung der Krankheit ist vollends geschwunden. Der Brauch, Aeste mit Wucherungen über der Haustür anzubringen, besteht auch im Lieser- und im Maltatal; sie dienen dort aber nicht zur Pilsfasabwehr, sondern sollen den Hexen die Macht im Hause nehmen; so nennt man sie — außer „Jahrgwachs“ — auch „Hexnbesn“ — wie in vielen deutschen Gegenden⁴³⁾.

Ich bin mir dessen wohl bewußt, daß ich aus dem immerhin beträchtlichen Material, das ich zustande gebracht habe, noch manches hätte herausholen können, daß einzelne Fragezeichen zu vermeiden gewesen wären, wenn ich tiefer in das weite Reich des Volksglaubens eingedrungen wäre, mich dort genauer umgesehen hätte als ich es tun konnte. Auch manche Zusammenhänge wären noch zu untersuchen gewesen. Indes war es mir eigentlich nur darum zu tun, in die „Werkstätte“ eines Bauernarztes zu geleiten, in die Schlaf- und Krankenstube einsamer Bergbauernhäuser, in die jahrhundertlang nichts anderes drang als die vielfältigen Stimmen der Natur und bis in unser Jahrhundert herein nur wenig Licht und Luft eingelassen wurde.

⁴²⁾ E. H. Meyer, *Mythologie der Germanen*, 164.

⁴³⁾ Für einige Auskünfte, hauptsächlich über die Verbreitung des Brauches, danke ich auch an dieser Stelle den Herren Oberlehrer H. Haub (Patergassen), Hauptschuldirektor J. Moser (Radenthein), Lehrer V. Obermann (Gnesau) und Frau Oberlehrerin J. Unterlercher (Villach).

Villgrater Bergbauernkost.

Von Maria Lang-Reitstätter, Wien.

Villgraten ist ein Hochtal, das bei Sillian in Osttirol vom Pustertal nach Norden abzweigt.

Unser täglich's Brot.

Villgrater Brot! Nicht ein Bauernbrot, wie es sich der Städter gewöhnlich vorstellt. Nicht ein großer, aufgegangener Laib aus duftendem Roggenmehl. Wer Villgrater Bauernbrot nicht kennt und es zum erstenmal sieht, der erschrickt. Das soll Brot sein? Diese kleinen, kaum 3 cm hohen Dalken, unansehnlich von außen und graubraun inwendig! Freilich, wer gerade in ein Bauernhaus kommt, in dem frisch gebacken wurde, den Duft des neuen Brotes riecht und dieses kostet, wird auch hier in Villgraten das Bauernbrot eine kräftige und gute Kost nennen.

Aber frisches Brot ist beim Villgrater Bergbauern selten. In ein ordentliches Stück Brot beißen, bei anderen Menschen die selbstverständlichste Kost, ist ihm eine seltene, geschätzte Mahlzeit. Alle 6—8 Wochen nur wird gebacken. Die niedrigen Laibe sind bloß 18—20 cm im Durchmesser. Weil das Brot so lang halten muß, darum sind die Laibe so klein. „Große Laibe sind nicht für uns“, sagt die Villgrater Bäuerin, „die taten gleich tschimpelig werden einwendig“. Und wenn es immer Roggenbrot wäre! Aber der steile, steinige Grund und der kurze Sommer in dem rauhen Tal läßt nicht genug Roggen wachsen. Vielfach wird Gerste oder Hafer dem Brote beigemischt, besonders die Gerste. Und gar erst die „Fogatslen“, die sind noch dünner und kleiner als die „roggenen Bredlan“. Allerhand „hinteres Mehl“ (mit Kleie) von Weizen, Gerste und Roggen nimmt die Bergbäuerin dazu. Dieses Brot schmeckt frisch wohl recht gut und kräftig, besonders dann, wenn die Bäuerin im „Kräutergarten“ ein „Bischele Zigeunerkraut“¹⁾ hat. Diese Pflanze wird getrocknet und etwas davon dem Brotteig beigemischt, „na schmeckt das ganze Haus davon, bal man bachet“. Aber sehr schnell hart wird das Brot. Das ist der Bäuerin freilich recht, denn „da hebt es lang“. Wer das Brot essen will, muß es

¹⁾ Blaublumiger Steinklee, Schabzieger- oder Käseklee (*Melilotus caerulea*). Der Name Zigeunerkraut dürfte eine Entstellung aus „Ziegerkraut“ sein. Die Pflanze wird in der Schweiz noch heute dem Ziegerkäse beigemischt. In Villgraten geschieht dies allerdings gegenwärtig nicht.; vielleicht verwendete man sie früher auch zu diesem Zwecke.

„grambl“. In jeder Bergbauernküche hängt neben dem Herd als unentbehrliches Gerät die „Grambl“, das Brotmesser. Damit bricht man von dem steinharten Laib kleine „Brücke“ herunter. Die zerreibt man dann mit den Zähnen, daß es „kratscht“ (kracht). Oder man gibt sie in die Milch, in die Suppe usw. Für die Zähne ist das gesund. Dieses Zermalmen des harten Brotes ist eine Ursache, daß die Bergbauern so gute Zähne haben. Auch alte Frauen und Männer gibt es in großer Zahl, denen noch nicht ein einziger Zahn fehlt.

Gebacken wird ohne Sauerteig. Ungefähr zwei Tage vor dem Backtage muß man „Mitte inwach'n“. Etwas Roggenmehl wird in warmem Wasser verrührt, der „Mitte“ an einen warmen Ort gestellt. Dadurch wird die Säure von selber. Es entsteht der „Höfl“ (die Hefe). Am Vorabend des Brotbackens wird „Höfl gisetzt“. Man nimmt so viel Mehl und warmes Wasser, je nachdem man viel Brot backen will. Das wird mit dem „Höfl“ verrührt.

Der Backofen ist meist in den „Kelder“ eingebaut. Das Feuer richtet man sich mit der „Ofinkruke“. Auf das Köldermüldele gibt man die Glut heraus. Die Laibe hat man auf den „Bachfleckn giahn gilat“. Mit der hölzernen Schißla legt man sie ein. Mit einer eisernen nimmt man die heißen Laibe heraus.

Wenn das Mehl von der Mühle „verschliffn“ ist, „na rinnt's Broat glei so auseinander, na tuit's net giahn“. Wenn die Mühle „laar giabt“, wenn der Müller nicht aufpaßt oder zu spät kommt zum Korn nachfüllen, mahlt's „Stane“ (Steine) darunter. Das ist dann die Schuld am verschliffenen Mehl. Wenn's zu kalt ist, daß der „Höfl“ (der erste Teig, den man zschnachts macht) kalt wird, oder man schon das Wasser für den Höfl „zu kalt setzt“, oder 's Wasser zu heiß wird, „na werd's speckig“. Da wird das Brot so hart, „daß man's frei net dergramblt. Ganz glasern werd's, ganz winseln tuit's bei Grambln, soviel härt ischt's!“ Auch richtig den Backofen heizen muß man beim Brotbacken. Wenn die Hitze zu stark ist, dann „hupft“ das Brot, d. h. es bekommt innen einen großen Hohlraum. Lieber tut man Brotbacken beim aufnehmenden „Mune“ (Mond) als beim abnehmenden, weil dort der Teig mehr geht. Auf jeden Teiglaib macht man vor dem Backen ein Kreuz. Wenn einer jungen Frau das Brot „hupft“ oder einwendig zu dick bleibt, eine solche bekommt keine Kinder, sagt man.

„Bal' man alles recht tuit beim Broate und es no' nit recht werd, das hat man nit gern. Da hat man frei den Gelabe (Glauben),

daß a Unglück gschicht", sagt Frau Ortner, die Rautbäuerin, mit ernstem Gesicht.

Auf einer „Broatruhe" stehen die kleinen Laibe, jeder vom andern etwas entfernt, daß sie in der Luft trocknen. Vor dem Anschneiden macht man auf dem Rücken des Brotlaibes mit dem Messerspritz ein Kreuz. „s Ranft (den Anschnitt) ißt man gern, daß man kuraschig wersch" (mutig wird).

„Broat" heißt das Brot bei den Bauern in Außervillgraten. Dieses Wort ist ihnen auch ein Unterscheidungszeichen gegen die Innervillgrater. „Das sind ganz die wildeschn, die sagen gar statt Broat ‚Bred'!" sagen die Außervillgrater spöttisch von den Innervillgratern.

Weißbrot kauft man beim Bäcker. Der lange Wecken aus Weizenmehl heißt „Semmel", das kleine, runde Weißbrötchen „Gipfl". „Hörndl" heißt man das sichelförmige Weißgebäck (Wienerisch „Kipfel").

Bergbauern-Essen.

Hohe Berge, enge Täler, steile Hänge — was kann es da anderes geben als harte Arbeit und grobe Kost!

Auch anderswo ist die Bauernkost einfach und eintönig. Vergleicht man sie aber mit dem, was der Villgrater Bauer ißt, dann erkennt man erst richtig, wie karg die Natur den Bergbauern ihre Gaben zuteilt. In Nordtirol, im Unterinntal, schwimmen die Mehlspeisen im Schmalz. Und gar erst im österreichischen Alpenvorland! Da ist das Selchfleisch bei den Hauptmahlzeiten selbstverständlich. In vielen Bauernhäusern steht die Schüssel mit den Fleisch- und Speckstücken auch beim Vormittag- und Nachmittagsessen auf dem Tisch. Zwar tut auch die Villgrater Bäuerin vieles „schmälzn", also mit zerlassener Butter übergießen. Aber sie muß sparsam vom Butterknölle oder vom „Stöckl" die Butter herunternehmen und darf nicht viel davon für sich verbrauchen. Denn es muß für vielerlei Ausgaben auch „bar Geld" ins Haus kommen. In manchen Häusern gehört der Bäuerin das Buttergeld. Sie muß aber dafür vieles für die Wirtschaft einkaufen, alle Zutaten, die sie zum Kochen braucht. Deshalb heißt es Butter sparen. In den meisten Häusern ist man sogar schon so weit, daß man Butter und Schmalz verkauft und die „letze Fettn", die schlechte Margarine, kauft. Ein wenig billiger ist sie doch.

Südtirol ist nicht weit vom Villgrater Tal. Von dort her lernte man den „Türk'n", den Mais kennen. Türkamehl ist im Haushalt der

Bergbauern unentbehrlich geworden, die „Plente“ (verdeutschtes Polenta), wie der Maismehlschmarrn hier genannt wird, ist ein Hauptnahrungsmittel. In manchen hochgelegenen Häusern gibt es auch oft „habere Plente“. Das ist der Schmarrn aus Hafermehl. Plente ist also überhaupt eine Bezeichnung für Schmarrn geworden. Aeltere Leute wissen noch, daß die „habere Plente“ ganz zündholzgroße Stiftn drinnen gehabt hat. Jetzt tut man mit dem Beutel mahlen in den Bauernmühlen, da kann man die Kleie besser wegtun. Auch verkaufen viele den Hafer, weil er von den Pferdebesitzern „im Land“ (im Drautal) teuer bezahlt wird. Für das Geld wird „Türkn“ eingekauft. „Habere Plente“, das ist ein Essen, daß es einem bei den Ohren außn stabt (staubt). „Kasewasser dazui“ ist auch gerade keine Näscherei: das dünne milchige Wasser ist es, das beim Gerinnen der Milch zurückbleibt, wenn man den Topfen wegnimmt. Kasewasser wird zu vielen trockenen Mehlspeisen gegessen. Eine Schüssel guita Milch, das heißt eine Milch mit dem Rahm, ist im Hause des Bergbauern ein seltener Leckerbissen.

Kochen und Essen herrichten ist auch bei den Bergbauern Frauenarbeit. Nur der reiche Lusser, der 200 Joch Wald besitzt, hat das Knödelfleisch selbst geschnitten, noch dazu am Sonntag vormittag! Aber der ist im ganzen Tal bekannt als „recht a Glemmer“. „Der tat si lei fürchten, es essat ihn ans a Bröckele Speck beim Schneiden.“ Deshalb vertraut er das seiner Frau nicht an und nicht seinen heranwachsenden Töchtern. Dirn hat er so wie so keine, denn die Dienstboten sind ihm zu teuer. Der also ist der einzige Bergbauer, der das Knödelfleisch selber schneidet.

Vormaß eine Suppe, Z'neuna Milch und Brot, zu Mittags ein derbes Bauerngeköche, zur Marende wieder Milch und Brot oder kalte Plente, zum Nachtessn so wie auf Mittag. Jahraus, jahrein. Das ist Bergbauernessen.

Zum Kaffee brennt sich die Bäuerin Roggen oder Gerste und Weizen selbst und kauft nur den Feigenkaffee dazu. Richtige Kaffeebohnen sind zu teuer. Mit dem Zucker spart sie auch sehr. Viele verwenden Sacharin. Bargeld ist rar.

Fische ißt man bei den Bauern gar nicht. Sie gehen auch nicht fischen, trotzdem in den klaren Gebirgsbächen prächtige Forellen sind. Besonders bei den „Gurgl'n“, wo das Wasser „auaschwandt“, aufbrodelt. „Na, Fisch deriß i net“, wehrt jeder ab, wenn davon die Rede ist. Nur der reiche Holzhändler und der Wirt in Sillian haben das Fischrecht im Villgrater- und Winkeltalerbach.

Da ist es einmal dem Ander, einem Sagschneider, schlecht gegangen. Dem rinnt bei seiner „Sage“ der Bach so nahe vorbei, daß er den Forellen darin zuschauen kann, wie sie durchs Wasser dahinschnellen und dann wieder lang an einem Fleck gegen die Wellen stehen. Da hat er an einem Samstag einen Fisch herausgefangen und ihn beim Gasslgehen dem Thresele gebracht, die Dirn zu Michla in Unterwalden war. Er hat geglaubt, was er ihr für eine Freude macht! Aber die Thresele war „a bissiges Luada“. Ganz empört rief sie aus: „Du Lottermandl, du gehörsche mit dem Fisch abgehauen und dann noch ingestößt, bische geahscht (bist du gehst).“ Sie schlug das Fenster zu und ließ den Ander mit seinem mißglückten Geschenk draußen stehen. Ein solches Grausen haben die Bauern vor den Fischen!

Manche Bergbauern mögen keine Hennen essen, es graust ihnen davor. Die wirtschaftliche Bäuerin tut trotzdem im Sommer ein paar „Huhne (Hähne) mäschtn“ mit Gerste, daß ein wenig Geld in das Haus kommt. Der Wirt kauft sie für die paar Sommergäste.

Z'morgens.

Z'morgens ißt man in Villgraten eine Schüssel Suppe. Die Bäuerin oder die Kuchile (Küchendirn), wenn eine da ist, nimmt aus der Tischtot (Tischlade) das Tischtuich, breitet es über den Tisch und stellt die große, dampfende Schüssel darauf. Davor (vorher) legt sie ein rundes „Strohriedele“ auf, das man im Bauernhause selbst flechtet. In den „Lunten“ zwischen der Täfelung an der Wand stecken die Löffel. Jedes hat seinen bestimmten. Vor jeder Mahlzeit und nachher wird gebetet. Auch dem klingt dieses Gebet unverständlich, der den Dialekt genau kennt und beherrscht. Die Bauern kennen die gebräuchlichen Gebete, sonst würden sie selber nicht verstehen, was dabei gesprochen wird. Den Tischplatz im Hauptwinkel nimmt der Knecht ein. In kleineren Häusern ist das der Stammsitz des Hausvaters. Ist die Suppenschüssel leer, dann wischt jeder seinen Löffel im Tischtuch ab und steckt ihn wieder an den gewohnten Platz „auen (hinauf) in eine Lunte.

Am meisten kocht man diese Suppen:

Ziegersuppe oder Schottsuppe.

„Da tuit man Wasser in die Pfanne. Na' tuit man an Löffel voll Zieger oder Schotte vonanderbissn¹⁾ und an Löffel voll Mehl mit dem Kochbesen inbissn, das Ganze fest abissn, soidn und ahalaarn (ableeren). Brücka intuin“ (Brotbrocken hineingeben). Das ist geschwind gekocht.

1) Bissn = etwas mit dem Kochbesen in einer Flüssigkeit verrühren.

Was ist Zieger und Schotte? Das Feste von der sauren Milch, aus dem Kase gemacht wird, heißt Schotte. Die dünne, grünliche Flüssigkeit, welche dabei zurückbleibt, ist das Kasewasser. Aus dem macht man Zieger: Kasewasser fest soidn, kalten. Das Wasser ableeren, was am Boden bleibt, mit Pfeffer, Salz und Schnittla anmachen, in einem Hafen stehen lassen. Im Winter ist es dann Zuspeis zu Kraut und Plente. Suppe und Pfriegele davon.

Bräunersuppe (Einbrennsuppe).

Sell ischt gar a so a Ding ette²⁾, sell ischt a schnells Geköche. 's Bräuner vorher machen, ins kalte Wasser inbissn. Wer die Knöllelen haben will, muß das Wasser soidn lassn und na 's Bräuner inkochn. Wenn man sie guit will richten, die Bräunersuppe, a weng Simonpulver (Zimt) ingebn und Brücke drinmachn. Die tuit man grambln. Vom frischen Brote macht man Schnittlan. Aber bald die Stücke härt sind, sind sie besser.

Zefftersuppe.

„Mit an Gackelen an wachn Tag machn und nachn, bal's Wasser soidet, den Tag in Wasser lei a so umerrührn. Da werdn so Flettern, drum sagt man a Flettersuppn. Salzen, a weng Bräuner gehört a drin.“

Ist die Suppe rach (versalzen), dann tät die Kuchile gern heiraten. Kommt die Suppe erlaß (zu wenig gesalzen) auf den Tisch, so ist das ein kleineres Uebel.

Z'Mittage und Zschnachtsessen.

Auch die Hauptmahlzeiten der Bergbauern sind sehr einfach. Plente und Knödel, Knödel und Plente, das ist die gewöhnliche Speisenfolge. Dazwischen zur Abwechslung Pfriegelen oder Schlipfkrapfen oder Zettelnudel oder Schutznudel. Manchmal gibt es abends gesottene Erdäpfel und eine Schüssel Milch dazu. Einmal ein Milchmüasl ist schon etwas Besonderes.

Das Einzige an Verbesserung und Kräftigung der Nahrung, was sich der Bergbauer leisten kann, ist das Schmälzen, das Uebergießen der fertigen Speisen mit zerlassener Butter. „Bei uns Bauern ischt alleweil glei' schmälzn: Fleisch habn mer frisch kans (fast keines),“ erklärt das eine Villgrater Bäuerin. Nicht jeder verträgt das Schmälzn. Manche haben „soviel den Groggezer“ (aufstoßen) besonders in den Häusern, wo man die „letze Fettn“ (Margarine) zum Schmälzen nimmt. „Wiach“ (überfett) essen, ist bei den besseren Bauern der Brauch. Wer's halt derpackn kann. „I derpack sie nimmer recht, söllene wiache Sachen“, stellt ein alter Bergbauer fest. „I müiß eppes Milch zuitrinkn“.

²⁾ Das ist kein gar so besonderes Ding.

Hören wir wieder der Villgrater Bäuerin zu. Zuerst die Hauptnahrung in Villgraten, die **Plente**:

„'s Wasser soidn lassn, 's Mehl (Türkamehl, Plentemehl!) ingebn und lei so a Weile rührn. Nit zuviel Mehl eini, soviel lang rührn, bis sich die Plentenkelle, der Plenterödl säubert (nichts mehr daran kleben bleibt). Na ischt sie genui.

Man kann sie glei schmälzn oder man kann sie unmachn. Da tuit man Mogn oder Birnenmehl oder Bockshörndlanmehl umasan und nachher schmälzn. (Birnenmehl = zerriebene getrocknete Birnen, Bockshörndlanmehl = zerriebene Johannisbrotrüchte. Diese seltsamen Zutaten verkaufen eigens die Kaufleute im Tal).

Die Knödel,

hier nur mit Mehl gekocht, nicht mit Weißbrotschnitten. „Da timmer (tun wir) na recht Mehl zemme (zusammen) und Fleisch, und salzn, a Gackele (Ei), Milch oder Wasser, a weng Schnittla (Schnittlauch), an Tag (Teig) machn. Jeden Knödel mit a zwa Kellele rund machen und drin ins soidendige Wasser“.

Beim Knödelmachen geht es also sehr appetitlich zu. Nicht mit den Händen, sondern mit zwei Schöpflöffeln werden die Knödel geformt und ins Wasser gegeben. Dazu gehört eine gewisse Fertigkeit. Die zwei „Kellele“ sind nicht gleich groß, sondern das eine muß kleiner sein, daß eins ins andere ingeht.

In der Fastenzeit bleibt natürlich das Selchfleisch weg. Da gibt es nur „Faschtnknödl“. Zu den Knödeln ißt man oft „Run“ (rote Rüben).

Die **Pfriegelen** oder **Pfarfelen** kommen auch sehr oft auf den Tisch im Hause des Bergbauern. Da gibt es **Milchpfriegelen**, mit Milch angemacht, und **Wasserpfriegelen**. Diese heißen auch **Wasserspatzlan** oder geschmälzte **Nockn**.

Mit Rindfleisch oder Speck. Man tut Mehl in eine Schüssel, a Keidl (ein wenig) Wasser darinlaarn (bei den Milchpfriegelen nimmt man Milch dazu). Nicht zu viel, daß es nicht zu naß wird, „daß es Pfriegelen werden, bald man sie abrührt. Der Tag ischt netta (genau) a so wie a Knödeltag.“ Mit dem Kochbesen fest voneinander rühren, daß klane Pfriegelen bleibn und net eppa Batzn werden. Na streicht man mit an Löffel „an tüchtigen Brocken Tag“ auf das Fleischbrettel. Das taucht man z'erscht ins Wasser. Mit dem Löffel tut man den Teig schön voneinander streichen, ganz dünn. Wie dünner man streicht, wie feiner werd's. „Na' tuit man grad mit dem Löffel so Fetzelen aba ins soidendige Wasser, ins salzige. 's Wasser muß soidn, sonst gehen sie lei alle au'm Boden.“ So tut man, bis der Teig fertig ist. „Mir habn an gröaßern Tag; wo weniger Leut san, haben sie an klanern“, so bezeichnet die Bodnerbäuerin die verschiedenen Mengen. „Na' la't man sie ordentlich hersoidn und gibt sie mit der Dirchkelle (größerer Seither) ins kalte Wasser, ins Salzwasser. Man tut sie unmachn mit Kase wie die Krapfen. Alleweil a Lage Nöcklan, na' Kase umasa'n, z'lescht na' schmälzn. Die san guit na'!“

Eine richtige Bergbauernspeise sind die **Schutznudeln**. Mit „schutzen“ bezeichnet der Villgrater das Hüpfen, Springen, auch das Werfen, Schleudern. Davon hat diese Speise ihren sonderbaren Namen. Für die Schutznudel gibt es zweierlei Rezepte. Ein ernsthaftes und ein boshaftes. Zuerst das ernsthafte:

„Da macht man an feschn Tag wie bei die Blattlan; fescht walgn (walken). Salzen natürlich. Bald der ganze Tag fest ausgewalgn ischt, tut man Bröcklan, Schnittelan aberschneidn. De (diese) Zipflan tuit man na' walker) auswöign, na' werdn so klane Scheibelen. Von den Blattlan macht man mit dem Messer wieder Schnittelan. De (diese) Zipflan tuit man na' nudeln aufm Flecke (Brett). Bal' alle genudelt san, na' tuit man sie ins soidendige Wasser neinschutzen, ans nach'n andern wie die Nöcklan. Mit der Dirchkelle gibt man sie na' außer ins Kühlwasser. In a Pfanne gibt man a Fettn, da tut man die Schutznudeln a'röaschn (abrösten). Wie fetter, wie besser.“

Wie man die „Schutznudel“ richtig kocht? Jede Villgraterin weiß das: „Aufn Herd an Stuhl. Auffihuckn. Kittel auf die Höh hebn und die Nudel über die Knia (Knie) abischutzn in die Pfann, an' nach'n andern. Das ischt fein, daß man die Knia a amal herbadet und durch den Dunst au'wacht (aufweicht). Darum haßt (heißt) man die Schutznudeln auch Knianudeln.“

Zettelnudel.

Sie haben ihren Namen wie das Zettelkraut davon, weil sie „zettelat“ sind, lange und schmale Streifen bilden. Man macht den gleichen Teig wie zu den Schutznudeln. „Bal' er mit dem Triebel ausgewalgt ischt, macht man wieder söllene Stücklan, aber größere wie zu'n Schutznudln. Blattlan treiben, ganz dünn. Wie dünner, wie feiner die Nudlan. Die Blattlan la't man a weng starr (steif) werden. Dann nimmt man ans nach'n andern aufm Flecke (Brett) her, Mehl, drauf, die Blattlan zsamaroll'n und klan (klein) schneiden. Bal' man sie da nit guit meliget, hangen sie oft amal wieder zsamme. Nach dem Schneiden tuit man sie auf und auseinanderschütteln („Mit der Mischtgabel!“ ruft die lustige Leni dazwischen, die zugehört hat). Gleich ins soidendige Wasser, wieder mit der Dirchkelle außernehmen, na' kemmen sie ins Kühlwasser. Die werd'n wieder ungemacht gleich wie die Nöcklan oder Priegelen. Schmälzn zuletzt.“ Man kann sie auch in der Milch kochen. Die Zettelnudel werden auf der Anrichtschüssel hoch aufgeschichtet. Beim Essen faßt jedes mit dem Löffel unten weg. Wem zum Schluß der „Stock“ zufällt, der muß am kommenden Sonntag „pflegn“ (Haus hüten).

Böahnlanudl.

Der Teig wird aus Weizen- oder Gerstenmehl gemacht, in mehrere Teile geteilt, daraus Nudel gemacht, diese klein geschnitten in der Größe von einer Bohne. Daher der Name.

Manchmal gibt es zur Abwechslung auch **Krapfen**.

Diese Bauernkrapfen heißen auch „Schlipfkrapfen“, weil sie „schlipfen, schlutzig (rutschig) sind wi a Fisch“.

Dazu macht man einen festen Teig, fester wie den Knödelteig. „Nicht als wie Salz und Mehl dazu, gar kan Are (Ei). Auf dem Brett tut man diesen Teig „mit die Hände wölg'n“. Na' macht man an langen Nudl, schneidet Stücklan und triebelt sie mit dem Triebel. Mit eppes Rundem (einem Wasserglas oder einem eigenen Krapfenstecher) tut man sie ausstechen. Was vom Teig überbleibt, wieder wölg'n, wieder a Blattl machen und wieder ausstech'n, bis alles gar ischt. Die klan Scheibelen tuit man füllen mit Kraut (sauerer Rüben) oder Erpfil (gekochte Erdäpfel, reiben oder zerdrücken und salzen). Dann nimmt man jedes in die Hand und tuit es zsammepitschn (zusammendrücken). Aft (nachher) werd so a Bäuchl. Na' gibt mans ins soidendige Wasser, la't sie amal fescht hersoidn, nimmt sie mit der Dirchkelle außer und tuit sie ins kalte Salzwasser. Von da gibt man sie wieder mit der Dirchkelle außer in a Schüssel und tuit sie unmach'n. Geriebn Kase umasan und zuletzt na' schmälzn.

Wo Kraut ist, gibt es völlig jeden Sansta (Samstag) zu Mittage Schlipfkrapfn und Kraut.

Das Rübekraut ist gegen den Langes (Frühjahr) schon recht sauer. Dann tut man das, was den nächsten Tag gekocht werden soll, in einen Sack. Den tut man in die Krautliache oder das Krautkritt¹⁾, wie es auch heißt. Das stellt man unter das laufende Brunnenwasser. Dadurch geht die Schärfe etwas weg. Andere Leute haben keine Krautliache. Sie geben das Sackele in den Brunnentrog. Das ist aber weniger reinlich.

Bal' man die Krapfen im Schmalze bachn tuit, muß man sie mit Mogn füllen. Den Magn noien (stoßen, zerdrücken), Zucker drunter noien oder dann drunterrühren. Die tuit man nit unmachn. Da ißt man glei' alls Milch dazu.

Zur **Marende** stellt man eine Schüssel „kuihla Milch“ her und Plente dazu oder „Broatbrücke“. In Innervillgraten ißt man die Milch nur „gstockte“ (geronnen). „Bald man sie im Langes milcht, kriegt man sie im Herbescht z'essen“, sagte spöttisch der Maxnbauer, der sie lieber als „guita Milch“ essen täte (frisch und mit dem Rahm).

Schotte mit Salz und Schnittlauch abgedrückt und rundlich geformt, gibt die „Ballelen“ (kleine Käse). Zu Nöcklan und Krapfn ißt man sie. Das gibt eine „feschte Koscht“. Schnittlauch hat man in Villgraten überall darin, wo es nur geht. Unter die Knödel, unter die Nudel, im Kase und im Zieger und in der Suppe. Den grünen Salat würzt man mit Pfeffer. Auf den Erpfilsalat streut man

¹⁾ Zwei halbkreisförmige Brettchen sind durch 10—12 Holzstäbchen von ungefähr 50 cm Länge so miteinander verbunden, daß ein Behälter entsteht.

gehackten Schnittlauch. Den Salat ißt man mit der Hand, „da werd die Adamsgabel genumm“.

Oft ist das Zschnachtessen eine Schüssel Milch oder gstockte Milch und gekochte Erpfl dazu. Die Erdäpfel schält man gleich mit dem Löffel oder dem Löffelstiel. Einmal „guite Milch“ mit dem Rahm selbst essen, bedeutet für den Bergbauern schon etwas Besonderes. Das gibt es meist nur auf der Albe (Alm).

Diese wenigen Speisen wechseln auf dem Tisch des Bergbauern ab. Alles andere, was hier noch beschrieben wird, sind seltene Ausnahmespeisen für besondere Gelegenheiten.

Die „Noi-Gerschte“.

Jahraus, jahrein, Tag für Tag gibt es bei den Bergbauern **Noi-Gerschte** (gerollte Gerste). Jede Villgrater Bäuerin versichert: „Gerschte zuisetz'n ischt jeden Tag aufn Abend zu tian bei uns.“ Wenn im Hochsommer keine Gerste mehr im Hause ist, wartet man überall schon hart, bis man die reife Gerste ernten, dreschen und in der Mühle noien kann.

Da gibt man also auf a 3 Liter Wasser a Kaffeeschale voll Gerste in den dreifüßigen Gerstenhafen aus Glockenspeise und „a Ban (Knochen) drin vom Hausfleisch“. Aufn Abend setzt man sie zui, beim Zschnachtskochen soidet man sie mit. In der Früh la't man sie wieder hersoidn und na' tuit man sie a bissel inkochn. Das macht man so: A bissele Milch in a Kelle, 2 Löffel waza (Weizen) Mehl, das tuit man in der Milch aubissn (mit dem Kochbesen verrühren), recht fescht aubissn, na' in die Gerschte inbissn (mit dem Kochbesen einkochen). Da werd die Gerschte recht muisat (dicklich wie ein Mus).

„Heut' hascht sie net ingekocht, die Gerschte, heut' ischt sie net muisat“, tadelt der Bauer die Bäuerin, wenn die Gerstensuppe wässerig ist.

„Bal' im Ban eppes dran ischt, na' tuit man es aufschneiden und das Fleisch in die Gerschte drin.“ An vielen Orten ist aber nichts mehr am Gerstenbein. Da hat man das Fleisch schon säuberlich heruntergeschabt und zu einer früheren Mahlzeit gegessen. Dann soll das Bein noch seinen letzten Geschmack hergeben, damit die Gerstensuppe besser wird. Diese Suppe wird zur Mittagsmahlzeit gegessen, darauf folgt eine einfache zweite Speise. In manchen Häusern schenkt man dieses ausgekochte Gerstenbein an noch Ärmere weiter, bei denen es nochmals als „Gerstenbein“ dienen muß.

(Schluß folgt)

Zur Systematik der Pflugforschung und Entwicklungsgeschichte des Pfluges.

Von Dr. A. Haberlandt, Wien.

Entwicklungstheorie und Alterskunde des Pfluges beschäftigt unterschiedliche Kulturforscher schon seit mehr als einem Jahrhundert. Sind auch namentlich die älteren Darstellungen längst als unzureichend erkannt, so tun sie doch eine beachtliche Vielseitigkeit der Gesichtspunkte technologischer, betriebswirtschaftlicher, altertumskundlicher, entwicklungstheoretischer und vergleichend kulturwissenschaftlicher Art dar, die an die Aufhellung des Werdeganges dieses wichtigsten Ackerbaugerätes der alten Welt zu wenden sind. Unkritische Uebernahme unzuverlässigen Quellenstoffes, so unzureichender Abbildungen aus der Antike, auch die Heranziehung nicht ganz einwandfreier Pflugmodelle aus den größeren einschlägigen Sammlungen an Hochschulen und Museen zu unausgereiften Entwicklungstheorien bedeuten die Schwäche dieser bahnbrechenden und wegweisenden Stoffsammlungen des 19. Jahrhunderts. Das stellt uns eine ausführliche Arbeit von P. L e s e r (Entstehung und Verbreitung des Pfluges. Anthropos-Bibliothek, Bd. II, H. 3, Aschendorff, Münster i. W. 1931, 677 Seiten, 351 Abb. 22 Tafeln) mit aller nur wünschenswerten Genauigkeit kritisch eher allzu beflissen vor Augen. Sie unternimmt den Stoff von Grund aus neu zu sichten und in ganz Eurasien umfassender vergleichender Ueberschau nach F. Gräbners kulturhistorischer Methode zu bearbeiten und auszudeuten. Das Buch des ihm eifervoll zusetzenden jungen kenntnisreichen Forschers bedeutet jedenfalls eine Grundlegung der Pflugforschung.

Außer dem europäisch beschreibenden Teil bietet L. auch eine vergleichende Betrachtung der süd- und ostasiatischen Pflüge. Einer früheren Arbeit (in der P. W. Schmidt-Festschrift) folgend, hat er diese zugleich zu einer kulturgeschichtlichen Ueberschau ostasiatischer landwirtschaftlicher — und anderer — Errungenschaften ausgebaut, die in Wechselbeziehung mit den europäischen stehen. So begrüßenswert grundsätzlich eine solche Kulturanalyse im Wege wechselseitiger Erhellung aus verschiedenen Kulturräumen ist, geht doch das Verfahren der Heranziehung von analog gelagerten landwirtschaftlichen Gerätetypen im gesamten Kulturraum Eurasiens vom europäisch kulturwissenschaftlichen Gesichtspunkt aus insolange etwas gewagt vor, als die Kulturgeographie dieser Errungenschaften für Vorder- und Mittelasien nicht besser aufgeheilt ist.

Es sei deshalb in eine etwas ausführlichere Zergliederung des Stoffes und systematische Betrachtung der europäischen Kulturüberlieferung im besonderen eingegangen.

In einer Vorbemerkung unterscheidet L. zunächst ihrer Wirkungsweise nach Kehrpfüge mit umwendbarem Streichbrett, Beetpfüge mit feststehendem einseitigem Streichbrett, Häufelpfüge mit beiderseitigen „Streichbrettern“ und streichbrettlose Rührpfüge. Er macht diese Benennungen weiterhin aber eigentlich nur der Terminologie dienstbar. Es wäre nun auch die für Verbreitung und Stetigkeit der Pflugformen erhebliche Abhängigkeit der Arbeitsweise von der Bodenbeschaffenheit darzutun. Bei leichten Böden brauchte namentlich im Mittelmeergebiet ein Tiefpflügen, Wenden und selbst regel-

rechte Furchung des Ackers kaum in Anwendung zu kommen, man pflügt auch in Westeuropa mit dem „araire“ kreuz und quer und es ergab sich daraus Erhaltung „primitiver“ Typengebiete, ganz im Gegensatz zum nördlichen Europa mit seinen schweren Böden. Hier ist wieder im bergigen Rodungsgebiet Weiterführung von Altformen und Sonderbildung von Rodungspflügen in Ergänzung zu schwerer arbeitenden Formen zu beobachten. Auch völkische Unterschiede scheinen hierbei auf. Der Volksforscher muß darauf bei Würdigung des Begriffes „Haken“ unbeirrt Gewicht legen, daß im deutsch-slawischen Osten bis weit nach Rußland hinein die Pflughufe und die — ungefähr halb so großen Hakenhufe seit dem Mittelalter betriebswirtschaftlich eingebürgerte Bodenmaße waren, und daß dem Sammelbegriff „Haken“ für weniger entwickelte Pflugformen gegenüber den zumeist von der deutschen Grund- oder Gutsherrschaft im Kolonialland beigestellten oder durch deutsche Ansiedler herangebrachten „Pflügen“ für den deutschen Kultureinfluß im Osten erhebliche heuristische Bedeutung zukommt, woran sich gewiß auch typologische Fragen noch weiter aufhellen lassen werden. Zur Benennung der Pflugteile wäre L. Bein's Beitrag zur Kenntnis des Obersteirischen Haus- und Ackergerätes und zum steirischen Wortschatz (Mitt. d. Anthrop. Gesellsch. XLIV, (Wien 1914), Seite 179 ff.) nachzutragen.

Die Uebersicht über die Verbreitung der Pflüge behandelt in einer kulturgeographisch wie volkskundlich wohl gar zu unbekümmerten Anordnung der zusammengehörigen Kulturräume in der Reihenfolge Deutschland, Belgien, Holland, Großbritannien, Skandinavien, Osteuropa, altes Mittelmeer von Italien bis Aegypten und Palästina, Südosteuropa (hierin Ungarn), Tschechoslowakei, die Alpenländer (hierin Oesterreich), das neue Italien, Frankreich, Spanien, Portugal. Typologisch stellt L. jeweils neuere Pflüge voran und gliedert im übrigen lediglich in Gruppen, innerhalb derer die Formverwandtschaft wahrlich nicht mehr übersehen werden kann; wobei die Systematik der Ueberschau für den Osten zu wünschen übrig läßt. Es ist aber hierbei von L. eine höchst anerkennenswerte und verdienstliche mühevoll geleistete Kleinarbeit geleistet worden, um den gesicherten Stoff von fragwürdigen Darstellungen zu sichten. An den entwicklungstheoretischen Gesichtspunkten, die der zweite Teil in großer vergleichender Zusammenfassung mit den gleicherweise inventarisierten asiatischen Pflügen bringt, wird der europäische Volks- und Kulturforscher nicht gleicherweise sein Genügen finden.

Vorerst einige kritische Bemerkungen und Ergänzungen zum stofflichen Teil. Die Pflüge mit vierseitigem Rahmengestell, gebildet von Sohle, Sterze, Grindel und Griessäule nennt L. einem ziemlich ungeratenen Ausdruck S Müllers folgend, „vierseitige Pflüge“, wir möchten nach wie vor bei dem Ausdruck „Rahmenpflug“ bleiben, an dem auch technologische Erkenntnisse zu gewinnen sind.

Zur Auslegung der altertumskundlichen Zeugnisse bildhafter Art ist einiges hinzuzufügen, da es sich um sehr wesentlich ins Gewicht fallende Dinge handelt. Referent ergänzt aus A. Bartels: Der Bauer in der deutschen Vergangenheit (bei L. Seite 84, 131). Abb. 8: (Holzschnitt aus Steinhöwel: Boccacio, Ulm 1743), Pflug anscheinend mit Rahmengestell, deutlich erkennbar eine molterbrettförmige Verbreiterung im unteren Teil der kantigen Griessäule, rechts liegender und deutlich gekrümmter (konkaver) Streichbrettflügel, aufrechte Doppelsterze. — Abb. 9: (Holzschnitt aus Th.

Lirer, Schwäbische Chronik, Ulm 1486), Pflug mit Rahmengestell, breit, schaufelförmige Schar, aufrecht angenagelt oder verspreizt ein krummlinig umrissenes, gewölbtes Streichbrett. — Abb. 11: (Bildnis aus Ackergerätschaften, 16. Jahrh. Germ. Museum). Der darein eingeordnete Pflug zeigt Radvorgestell, geraden Grindel, Hörnersterzen, Sech, das massive Haupt ist breitkeilförmig emporgerundet und gefurcht. — Abb. 20 und 22 (L. 131) zeigen über dem Grindel einen Rahmenaufbau, der an die Rahmensterzen skandinavischer Pflugtypen (L. Abb. 44—48, 51—52), gemahnt. Vom Holzschneider vielleicht mißverständlich dargestellt, aber sicher nicht erfunden. — Abb. 30: (Holzschnitt aus Petrarca, Trostspiegel, Augsburg 1532.) Pflug mit Radvorgestell, geradem Grindel, Doppelsterzen, Griessäule. Sech und — deutlich erkennbar — konkav dargestellte Streichbrettfläche (Linkswender oder Spiegelbildruck?). Von R. Braungart: Urheimat der Landwirtschaft, Seite 435 entsprechend beschrieben, von L aber nicht erwähnt.

Als älteren Beleg für den Pflugtypus aus Andalusien (L. Abb. 181) vergl. „Das Trachtenbuch des Christoph Weiditz von seinen Reisen nach Spanien . . . 1529“. Herausgegeben von Th. Hampe. (Berlin 1927), Tafel XXIX/XXX. Es ist ein Pflug mit Krümmel und breit emporgewölbter nach vorn rundkeilförmig zugespitzter Sohle, in die er eingezapft ist — ohne sichtbare Schar. Die säulenförmige Sterze ist aufrecht in der Sohle eingepflockt. Der Pflüger scharrt mit einem von Hampe unerkanntem Reutel die Erdklumpen ab.

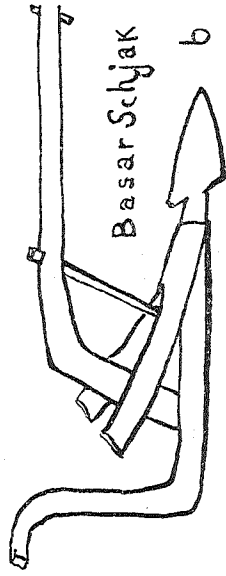
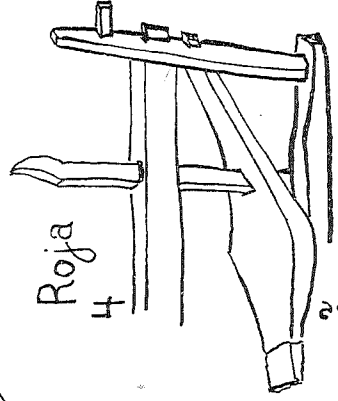
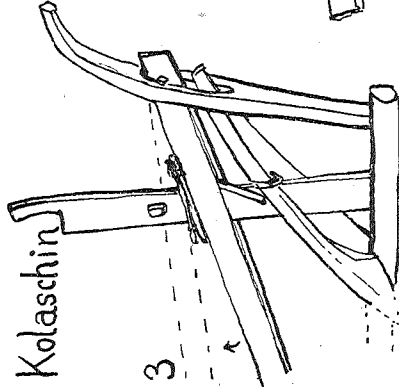
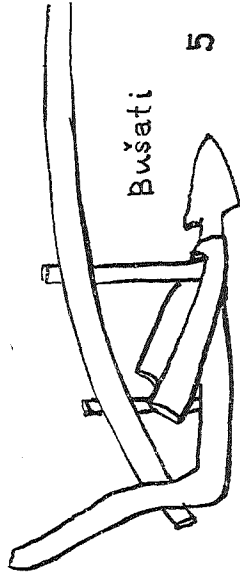
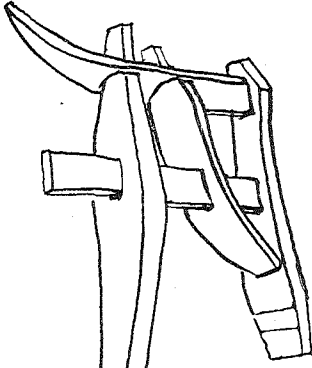
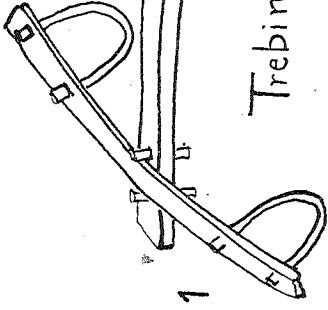
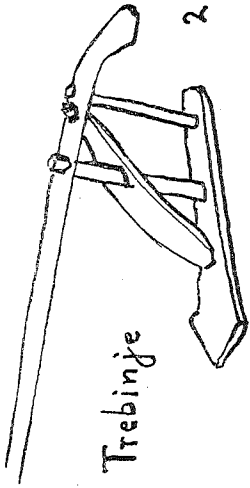
Zu den bronzezeitlichen Felsbildern in Schweden (L. Tafel 7) wäre zu bemerken, daß gegenüber der auf Abb. a gebotenen Skizze eines Pflügers von Bohuslän, die an diesem Teil nicht linear „retuschierte Abreibung des Felsbildes den „Grindel“ stärker krümelartig gebogen zeigt, was für den Verwandtschaftsgrad des Döstruper Pfluges mit sicheren Altformen sehr schwer wiegt. Auch das erstmalige Vorkommen einer Griessäule auf so alten Bildern verdient vergleichsweise angemerkt zu werden. (Abb. b und c.) Die ligurischen Felsbilder bieten kein Zeugnis einer solchen. Abb. d zeigt gegenüber diesen „Urhakenformen“ einen Pflug mit Grindel, langer Sohle und Griessäule, die Sterze ist am Hinterende der Sohle eingepflockt. Es muß hiebei erwähnt werden, daß diese und andere Bilder neuerdings mit schlagender Ueberzeugungskraft als Abbilder rituellen Pflügens, wie es zum Teil noch heute in Schweden geübt wird, erwiesen werden konnten und daß hier ein weltanschaulich ausgebauter Lebenskreis vorliegt, der diese Pflugkultur einer in Europa wohl schon älter verwurzelten breiten Schicht von Daseinsformen zuordnen läßt, deren mittelländischer Bezug unverkennbar ist. (Vergleiche O A I m g r e n : Hällristningar och Kultbruk, Stockholm 1926, Seite 105 ff.) Der Ansatz zu einer „Rahmenfügung“ tritt dabei erstmalig im Norden auf.

Auf den ligurischen Felszeichnungen, von denen L. nur einen kleineren Teil abbildet (vergl. L. Rütimeyer: Urethnographie der Schweiz, Seite 287, Abb. 145), sind sowohl einfach Urhakenformen mit Hinterbaum ohne Griessäule und gerade erscheinendem Grindel ersichtlich, — krümelartige Abwandlungen sind, wie L. richtig geltend macht, dabei nicht auszuschließen, — wie auch Formen mit wuchtigerem Pflughaupt und betontem Knick zwischen Sohlen- und Sterzenteil, in den der Grindel einstößt. Unter den vorgeschichtlichen Pflügen, bezüglich derer L. mit Recht die Unsicherheit

absoluter Altersbestimmung betont, ist der Dabergotzer Pflug — nach den Akten der Zietenschens Sammlung 1822 in der gleichen Schicht mit drei Steinbeilen, mehr als 3 m tief, auf Kiesgrund unter Moor und Humus gefunden, Gegenstand des Streites unter den Gelehrten. Ein sicherer Gewährsmann, Dr. Weisker, Neu-Ruppin, stellt L. gegenüber neuerlich fest: „Da alle vorgefundenen Angaben den Eindruck gewissenhafter Sorgfalt machen, scheint an der Zuverlässigkeit der Angabe über den Dabergotzer Pflug nicht zu zweifeln sein.“ (Seite 140.) L., der an typologische Aehnlichkeiten mit dem Papauer Pflug, bei dem Krümel und Sohle gleichfalls aus einem Baum mit Astsproß gefertigt sind, und dem Mecklenburger Haken erinnert, enthält sich jeglicher endgiltigen Altersbestimmung. Die ruderförmige hölzerne Schar, die der Pflug besitzt, würde, so folgert L., aus der Zugehörigkeit der entsprechenden metallischen Scharen zum Mittelmeerkreis, ihn am ehesten als weitläufiger Ableger römischer Kultureinflüsse im germanisch-slawischen Mittelalter erscheinen lassen. Demgegenüber muß indes zunächst das Problem der vorgeschichtlichen Pflugkultur im mittel- und nordeuropäischen Umkreis weitaus gründlicher aufgerollt werden, als es bei L. geschieht. Der Pflug von Döstrup in Jütland, dessen stark abgebogener Krümel mit ziemlich hoher Oeffnung den Hals des Schartheiles am Hinterbaum umgreift, erheischt nach Ansicht des Referenten weitere kritische Erwägungen in seiner Zusammensetzung und allenfalls eine technologische Nachprüfung der Leistungsfähigkeit der „Scharfeder“ aus Ahornholz. Es verbleibt nämlich bei der derzeitigen Zusammensetzung in dem Loch des Krümelns oberhalb des Scharhalses eine 5—6 cm hohe Weitung, der Scharteil weist auf der Oberseite eine 5—6 cm breite, 2 cm tiefe flache Rille auf. Ein 90 cm langes, an beiden Enden zugespitztes federartig gekrümmtes Holz mit 3 : 4 cm im Querschnitt denkt sich L. im Anschluß an S. Müller als auswechselbare Schar, die in der Krümelöffnung verkeilt wurde. Indes scheint keine der von diesen Autoren vermuteten Zurichtungen technologisch haltbar. In die Rille gepreßt, schlingert die „Feder“ ob ihrer zu geringen Breite hin und her, eine elastische Federung ist hinwiederum, da sich jeder hiezu erforderliche Spielraum im Tiefgang des Pfluges mit Erde verlegen mußte, nicht zu erzielen. Und schließlich muß bedacht werden, daß dies Federblatt, dessen Krümmung, wie S. Müller angibt, keine natürliche sondern durch Zuschnitt erreichte ist, an den Spitzen keinesfalls die Widerstandsfähigkeit besaß, die von einem das Scharstück verstärkenden Teil folgerichtig zu erwarten ist. Wie schon R. Mielke bemerkte (Zeitschr. f. Ethnologie 1925, 59 ff), ist für das Brettchen lediglich die Verwendung als Verkeilung gegeben und zwar wie Referent ergänzen möchte, als Unterkeilungsfeder in der Rille die Krümmung der des Hinterbaumes angepaßt, wobei die Schrägschnittenden nicht abgespellt wurden. Ob man sich in der Rille einen vorn geschärften Eisenstab eingepaßt zu denken hat, oder eine Schar anderer, wie an den verwandten Pflügen des keltoromanischen Westeuropa (vergl. L. Rütimeyer: Urethnographie der Schweiz, Seite 281), in neuerer Zeit, bleibe dahingestellt. Eine Frage muß aber im Anschluß daran aufgeworfen werden. Wie steht es mit der Herkunft der metallischen ruderförmigen Scharen im Mittelmeerkreis? Es fällt auf, daß sie nur im europäischen Anteil zu finden sind, — in Tunis an einem spanischen Formen nächstverwandten Pflug. Ergibt sich hiermit nicht die Möglichkeit einer Ableitung von spezifischen Werkzeugformen, den von L.

als Ackergeräten abgelehnten mitteleuropäischen Schubleistenkeilen? Vom typologischen und technologischen Standpunkte gesehen äußerst sich L. bestimmt zu absprechend über ihre Verwendungsmöglichkeit. Als gebrauchsfähige Anbringung käme eine der ruderförmigen Schar entsprechende Führung in einem Stemmlloch des Pflughauptes oder Krümel mit Verkeilung und Unterlagsrille nach Überzeugung des Referenten sehr wohl in Betracht. Von der altertiefen, auch kultischen Verwurzelung der Ackerpflege in der nordeuropäischen Bronzezeit war schon oben die Rede, hier sei nur dazu noch erwähnt, daß für den Jahrhunderte vor 2000 schon mit ausgebildeten Pflügen auftretenden Ackerbau in Babylonien aus sprachlichen Gründen bronzene Scharen vermutet werden (L. Seite 248). Rituelle Pflügevorschriften am Tempel von Denderah in Oberägypten geben ferner noch in der Spätzeit die Anweisung mit einer Schar aus Kupfer zu pflügen. (Almgren a. a. O. 107.) Zeitlich steht also der Annahme steinzeitlichen Pflugbaus in Europa nichts im Wege und Wirtschaftsgeschichtlich spricht in den Nahrungsresten mehr dafür als dagegen.

Der von L. bei F. Nopcsa: Genese der primitiven Pflugtypen (Zeitschrift f. Ethn. 51 (1919), 234 ff.), I a 3 vermißte Beleg befindet sich in natura aus Rijeka (Montenegro), als dort typische Form im Museum für Volkskunde in Wien. (Vergl. auch Kulturwissensch. Beiträge zur Volkskunde von Montenegro, Albanien, Serbien. Diese Zeitschr. Erg.-Bd. XII, Tafel IV, 13). Es ist ein Pflug mit Rundbalkengrindel, gekrümmten Hinterbaum mit Sterzengriff, rundstabförmiger Griessäule. Der Scharbaum mittlings erheblich verdickt und in offenbar funktioneller Absicht verbreitert und kantig abgeschrägt. Unzulänglich sind auch die von Hoernes übernommenen Abb. (Seite 276/77) zur Kennzeichnung des „bosnischen“ Rahmenpflugs. Der Typus, Abb. 123, mit einer an einem Schrägbaum im Rahmengestell aufgesteckten Schar kommt technologisch einem Rahmentypus mit schief liegender ruderförmiger Schar gleich; hiezu ein Bild aus Drobnjak (Kulturw. Beitr., Tafel IV, 8) nach Rovinsky, Cernogorija und bei Nopcsa (Nordalbanien, Seite 120, Figur 87 h) aus Berisa. Nach vom Referenten an Ort und Stelle aufgenommenen Skizzen und Lichtbildern, läßt der Schrägbalken weitgehende typologische und technologische Vielseitigkeit erkennen. Vergl. Abb. 1: Umgebung von Trebinje (Herzegowina), Pflug mit Rundbalkengrindel, am Sterzende knaufförmig nach unten abgebogene Verdickung, die Sohle nach vorn spatenförmig verbreitert und zugespitzt, anscheinend nicht zum Aufstecken einer Schar bestimmt, Griessäule und rückwärtiges Rahmholz gleich stark, in Sohle und Grindel eingzapft, mittelständiges emporgewölbtes Streichbrett von der Griessäule durchbohrt. Ebenda Abb. 2: Massiver Rahmenpflug aus kantigen Hölzern, stark gewölbtes mittelständiges Streichbrett, in Sohle und Sterzholz eingzapft. Abb. 3: (Platina bei Kolaschin in Montenegro) Rahmenpflug aus vierkantigen Hölzern, Griffe an der Sterze und Griessäule, mittelständiges in die Sterze eingzapftes Streichbrett, das stark gehöhlt die Sohle mit klauenförmig verdickten Ansätzen von oben her umgreift. Weiters von L. bei Nopcsa: Nordalbanien S. 120 nicht beachtet, vom Ref. in Danilovgrad aufgenommen (Kulturw.-Beitr. Taf. IV, 9): Rahmenpflug, die Schar sitzt auf dem in das Sternholz eingzapften gewölbten Streichbrett auf, dessen Vorderteil durch Kehlung abgegliedert und in Fortsetzung der Sohle horizontal gestreckt ist. Abb. 4: (Roja, Merturi, Albanien) Rahmenpflug wie oben, das



Pflüge aus den Karstländern.

„Lopare“ (slaw. „Backschaufel“) genannte mittelständige Streichbrett vor der Griessäule stark verbreitert, etwas gewölbt.

Es erhellt daraus eine von der südlichen Herzegowina im Umkreis des montenegrinischen Waldgebietes bis über die Valbona in Nordalbanien belegte Sondergruppe von Rahmenpflügen mit einem mittelständigen emporgewölbten bzw. von unten gehöhlten Streichbrett, das wohl aus dem Schrägbaum der einfacheren auch von L. angeführten Formen hervorgegangen ist. Hierher gehört der, von Braungart a. a. O. S. 214 mit Fig. 175 veröffentlichte Pflug, der ihm aus Slawonien bekanntgegeben wurde, dessen Herkunft jedoch unsicher bleibt.

Ergänzend seien noch für die Westadrialänder angeführt: (Cetinje, Montenegro) Pflug mit geradem Grindel, in den Knick des winkelig, Sohle und Hinterbaum vereinigenden Pflughauptes eingepaßt, als Griessäule ein einem Stelleisen entsprechendes rundbogiges Holz, mit Sterzengriff.

(Shingjonas, südlich des Krabepasses, und Cengel bei Pekinje, Mittelalbanien): Pflüge mit Krümel auf langer Sohle, diese mit im Knick emporstrebender Sterze aus einem Stück, Griessäule. Schar war keine aufgesteckt.

Abb. 5: (Gegend von Basarschjak) Pflug, lange im Knick aufstrebende Sohle, Hinterbaum und horizontaler Sterzgriff aus einem Stück, Krümel, Griessäule, flügelartiges doppeltes Streichbrett.

Abb. 6: Busati, Krümel pflug, Sohle und Sterze aus einem Stück, zwei Griessäulen.

Eine neue wichtige Ergänzung für Bulgarien bietet Chr. V a k a r e l s k i (izvestija na narodnija etnografsk muzej v Sofija VIII/IX 1929, 55 ff.). Es liegen hier lückenlose Typenreihen zwischen Krümel pflügen und daraus hervorgegangenen Rahmenpflügen vor, sofern die Einzapfung des Krümels in den einheitlichen Hinterbaum unter, wie oberhalb der Knickstielie durchgeföhrt erscheint. Derlei Reihen gegenüber bekundet L. allerdings typologisch befangene Unsicherheit (für Schweden S. 167, Albanien S. 273 unten.) Zwischen Busati und Skutari geht in der Drinebene gleichfalls die „unterständige“ Stellung des Krümels — Einzapfung in die Sohle — in eine „oberständige“ Einzapfung in die Sterze über. Der Uebergang ist wie in Bulgarien ein stetiger zu nennen. Mit L. stimmt Ref., der dies mit weiteren unveröflichten Skizzen belegen könnte, darin überein, derzeit nicht eine „Entwicklungsabfolge“ darin zu sehen, aber gleichwohl darf die entwicklungs-theoretische Bedeutung solcher „Beweglichkeit“ eines Typus nicht unterschätzt werden, da die Sohlenpflüge mit Krümel auch außerhalb dieser Typenreihe bauliche Abwandlung durch Verwendung eines Grindels aufweisen und auch dies eine Schwankungsbreite dieser Gruppe dartut.

Für Estland vergl. neuerdings G. R ä n k : Eesti Raahva Muuseumi Aastaraamat IV, 19 ff. Hier liegt eine Reihe von ausgesprochen hakenförmigem Bau des Pflugkörpers bei dürftiger Durchbildung der Halteteile (Griessäule und Sterze) vor.

Diese neueren örtlichen Erkenntnisse und stofflichen Ergänzungen erheischen im Zusammenhalt mit der Kritik des Stoffes in gewisser Hinsicht einen Umbau der methodischen Betrachtungsweise und energischeren Zugriff in der typologischen und technologischen Reihenbildung innerhalb der Kulturlebens Europas.

(Schluß folgt)

Literatur der Vokskunde.

Oberösterreichisches Sagenbuch. Herausgegeben von Studienrat **Dr. Adalbert Depiny**. Mit 481 Seiten und 16 Kunstdrucktafeln. In Ganzleinen gebunden. Verlag von R. Pirngruber, Linz a/D., 1932.

Dieses schöne, mühevoll erarbeitete Werk ist die erste umfassende Zusammenfassung der Volkssagen Oberösterreichs und stellt sich so dem Kärntnerischen Sagenbuch Dr. G. Grabers würdig zur Seite. Nicht nur alle wesentlichen schon gedruckten Sagen, sondern vor allem als das reiche Ergebnis jahrelanger Sammelarbeit zahlreicher im Volk stehender Mitarbeiter, der große Reichtum oberösterreichischen Sagengutes, wie es als Volksbesitz noch in unsere Gegenwart hereinragt, sind in dieser Sammlung vereinigt. Die Sagen sind nach inhaltlichen Gruppen angeordnet. Der erste Teil bringt die Sagen, die mit dem Volksglauben zusammenhängen, die Erzählungen von der wilden Jagd, von Frau Bercht und ähnlichen Gestalten, von Riesen, Zwergen und Berggeistern, von verzauberten Schätzen, von armen Seelen, von Hexen u. a. m., also in der Wurzel älteres Sagengut, das sich neben den der christlichen Vorstellungswelt angehörige Geschichten noch immer in überraschender Treue und Fülle behauptet. Der zweite Teil des Buches bringt unter dem Titel „Versunkene Zeiten“ rein geschichtliche Sagen. Das Werk gibt alle Sagen schlicht und sachlich wieder, ein besonderer Vorzug desselben. Die zahlreichen Varianten und Parallelen geben einen Begriff von der ungemeinen Eingelebtheit der Sagenstoffe in der Bevölkerung. Das Buch ist nicht nur dem Sagenforscher eine Fundgrube, es wird jeden Heimatfreund fesseln und erfreuen und verschafft der Schule wertvolle Grundlagen zur heimatfreien Gestaltung des Unterrichtes.

Prof. M. Haberlandt.

L. F. Clauss: Die nordische Seele. zweite umgearbeitete Auflage. Mit 16 Kunstdrucktafeln nach eigenen Aufnahmen des Verfassers. J. F. Lehmann's Verlag. München 1932.

Die vor zehn Jahren erschienene erste Auflage dieses Buches gab in diesem Dezenium mit anderen gleichgerichteten Werken den Antrieb zur Begründung der psychischen Anthropologie. In seiner neuen, sehr stark umgearbeiteten Form verfolgt nun das Buch hauptsächlich die Absicht, eine Schilderung der „nordischen Seele“ unter Abgrenzung gegen die übrigen europäischen Rassenpsychen — hauptsächlich gegen die mittelländische und ostische — zu geben. Wer Aufschluß über fremde Art, Gesetze um ihrer selbst willen sucht, den verweist Verfasser auf sein Buch: „Von Seele und Antlitz der Rassen und Völker“. Das Werk empfängt erhöhten Wert durch die ausgezeichneten Aufnahmen des Verfassers.

Prof. M. Haberlandt.

Steirisches Trachtenbuch von Konrad Mautner und Viktor Geramb. Erste Lieferung: Urtrachtliches Gut in Steiermark. Mit Vorwort und Einleitung zum zweibändigen Gesamtwerk und mit 52, darunter 9 farbigen Bildern von Univ.-Prof. Dr. Viktor Geramb, 1932. Verlag Universitätsbuchhandlung Leuschner & Lubensky, Graz.

Vor nahezu 20 Jahren unternahm es der um die Volkskunde des steirischen Salzkammergutes vielverdiente Heimatfreund Konrad Mautner

auf Anregung des Referenten mit dem größten Eifer sammelnd und forschend sich mit den Plan eines steirischen Trachtenbuches in Wort und Bild zu beschäftigen. K. Mautner setzte sich alsbald mit den berufendsten Arbeitsgenossen, dem Gründer und Vorstand des Grazer Museums für steirische Volkskunde, Prof. Dr. Viktor Geramb, in Verbindung und in vieljähriger gemeinschaftlicher, durch keine Schwierigkeiten zu entmutigender Arbeit reifte und wuchs der schöne und dankenswerte Plan seiner Ausführung entgegen. Während Mautner die mühevollte Arbeit der Beschaffung des reichen Bildermaterials, das sich über mehrere Jahrhunderte zu erstrecken hatte, sowie einen Großteil der sehr beträchtlichen Kosten auf sich nahm, vertiefte Geramb die geschichtliche Aufgabe in gründlichster Art, so daß aus dem ursprünglich geplanten steirischen Trachtenbuch im engeren Sinne eine von der Urzeit bis in die Gegenwart reichende Trachtengeschichte der Steiermark und der angrenzenden Ländergebiete wurde. In zehn Lieferungen, von denen die erste vorliegt, wird ein überreicher Stoff in Wort und Bild ausbreitet. Auf die Darstellung der „Urtrachten“, die in der ersten vorliegenden Lieferung in gründlichster Art beigebracht erscheint, folgt als zweites Hauptstück die Trachtenentwicklung von der Völkerwanderungszeit bis zum 15. Jahrhundert; das dritte Hauptstück wird die Entfaltungszeit der Volkstrachten unter dem Einfluß der deutschen (Reformation — Meistersinger — und Landsknecht), der spanischen und französischen Moden im 16. Jahrhundert in der Zeit des dreißigjährigen Krieges und in der Perücken- und Zopfzeit behandeln (Lieferungen 2—5). Der ganze zweite Band 6—10 wird an der Hand eines sehr reichen Bild- und Nachrichtenmaterials die Blütezeit unserer Volkstracht von 1780—1848 und ihre letzten Ausläufer zur Darstellung bringen. Es wird hier somit die gesamte Kulturgeschichte des volkhaften Bekleidungswesens eines Landes ausgebreitet, ein erstmaliger und bedeutungsvoller Versuch, welcher die Trachtengeschichte, dieses bisher sehr stiefmütterlich behandelte volkskundliche Gebiet in einen wirklich wissenschaftlichen Bereich überführen wird. Wie den beiden Autoren, von welchen Konrad Mautner leider die Vollendung des großen Werkes nicht erleben durfte, gebührt auch dem Verlag, der Universitätsbuchhandlung Leuschner & Lubensky in Graz der wärmste Dank der hoffentlich recht zahlreicher Abnehmer des schönen Werkes, dessen Erscheinen unter den schwierigen Verhältnissen der Gegenwart nur mit höchster Anerkennung begrüßt werden kann.

Prof. M. Haberlandt.

Jahrbuch für Volksliedforschung. Im Auftrage des deutschen Volksliedarchivs mit Unterstützung von H. Mersmann, H. Schewe und E. Seemann herausgegeben von John Meier. III. Jahrgang. W. de Gruyter, Berlin 1932. Oktav, 186 Seiten, Preis geb. Mk. 15.50.

Der stattliche Band bringt eine ganze Reihe von trefflichen Arbeiten, auf die näher einzugehen hier leider nicht der Raum ist. Die Balladenforschung im besonderen ist in den letzten Jahren von vielen Seiten her in Angriff genommen worden und hat zum Teil ganz neue Ergebnisse gebracht. Als Muster einer Bearbeitung, wie sie wohl für die Neuausgabe des „Liederhortes“ gedacht ist, eröffnet John Meier das Jahrbuch III mit der gründlichen Darstellung der „Ballade der Frau von Weißenburg“. W. Heiske beschäftigt

sich mit „Königskindern und Elsleinstrophe, ein Thema, das gleichzeitig auch H. Kommerell in ihrem Buch Das Volkslied „Es waren zwei Königskinder“ behandelt. Die beiden Arbeiten „Die Ballade von der Losgekauften“ (G. A. Megas) und „Die Melodien zur Ballade von der Losgekauften“ (F. Quellmalz) ergänzen und berichtigen einander sehr gut. Wichtig ist insbesondere der Versuch in der letzteren, einen Beweis dafür zu erbringen, daß die Ballade ehemals als Reigenspiel, Tanzleich, ausgeführt wurde. Weitere größere Arbeiten liefern Seemann (Neue Zeitung und Volkslied), Schewe (Neue Wege zu den Quellen des Wunderhorns), J. Bolte (Liederhandschrift des Grafen Manderscheid, Alte Jenaer Studentenlieder) und L. Lambrechts (Flämische Volkslieder). Seemann und Stückrath bringen neue Nachweise zu Kunstliedern im Volksmunde. Eine Uebersicht über die wichtigste Volksliedliteratur von 1929/30 und Besprechungen von wichtigen selbständigen Werken schließen den Band ab, der ein erfreuliches Bild von der lebhaften Forschertätigkeit auf diesem Teilgebiet gibt.

K. M. Klier.

Deutsche Laiche und Lieder. Von Georg und Emma Hüsing. Wien 1932, Eichendorff-Haus. Oktav, 168 Seiten, mit Notenbeispielen, Skizzen und 12 Tafeln. Preis geb. S 8.50.

Wenn in zehn oder in zwanzig Jahren jemand darangehen wird, eine Geschichte des deutschen Volkstanzes zu schreiben, dann wird er voraussichtlich über genügend Vorarbeiten verfügen; denn auf diesem Gebiete ist heute alles in voller Tätigkeit und im Fluße. Da wird dann auch das Kapitel „Getanzte Balladen und älteste Tanzlieder“ — oder wie man es benennen mag — einen wichtigen Platz einnehmen. Hüsing's Werk bietet hier manche Anregungen, für die wir dankbar sein werden, die aber erst in der Zukunft gesichert werden müssen, weil sie sozusagen einfühlend vorweggenommen wurden. So sagt z. B. Quellmalz in seiner Arbeit zur Ballade von der Losgekauften (VI. Jb. III, 84), die bei Hüsing erst im Nachtrag berücksichtigt werden konnte, „eine Nachricht, daß sie in Deutschland als Reigen je aufgeführt worden wäre, ist leider nicht auf uns gekommen“ (bezw. bis jetzt nicht aufgefunden worden!). Die Annahme von Tanzaufführungen kann jedoch durch außerdeutsche Nachrichten gut gestützt werden. Man darf gerade bei diesem Beispiel nicht außer Acht lassen, daß Hüsing auf recht unzulängliches Quellenmaterial baut: seine Grundlage ist meist der längst überholte „Liederhort“, während etwa Quellmalz zu seiner Arbeit 63 Varianten, 39 ungedruckte aus dem Freiburger Volksliederarchiv und 24 bereits gedruckte benutzte. Die Herstellung der Texte bei Hüsing, noch mehr aber die Behandlung der Weisen sind daher eine sehr zweifelhafte Sache. So hat Quellmalz erst unlängst (Ztschr. f. Schulmusik 1932, 203—211) eine sehr gute Uebersicht über die Weisen vom „Schloß in Oesterreich“ gegeben, die ein wertvoller Baustein für dieses Buch gewesen wäre. Unter den „Kwellen“ vermißt man die alte Arbeit von F. Wolf, Ueber die Lais, Sequenzen und Leiche, Heidelberg 1841.

K. M. Klier.

Dr. John Schikowski: Geschichte des Tanzes. Büchergilde Gutenberg, Berlin, o. J. (1926). Oktav, 168 Seiten, 48 Tafeln.

Ein volkstümlich gehaltenes Werk, ohne jede Quellen- und Literaturangabe. Der Zeit nach erstrecken sich die Feuilletons von den Ur- und

antiken Kulturvölkern bis in das 20 Jh., dem Raum nach hauptsächlich über Europa; die orientalischen Tänze werden gerade noch gestreift. Am wertvollsten dürfte das Bildmaterial sein, davon bezeichnend für die Gegenwart, wenn auch abstoßend die letzten drei.

K. M. Klier.

Deutsches Schul-Liederbuch. Von Fraungruber-Pommer, neubearbeitet von J. Bernkopp und Karl M. Klier. Mit besonderer Berücksichtigung des echten deutschen Volksliedes und volkstümlicher Weisen. 4 Hefte (für das erste bis achte Schuljahr). Oesterreichischer Bundesverlag, Wien 1931/32.

Schulbücher wandern nach Erfüllung ihres Zweckes in einen Winkel und fallen der Vergessenheit anheim. Auch Schulliederbücher entgehen diesem Schicksal nicht. Und meist hat die Jugend recht, denn diese Bücher trafen nur von süßlichen und gemütvollen Gesängen. Leider entbehren aber diese um jeden Preis gemachten Lieder von Heimatliebe u. ä., Dinge, die man nicht laut in die Welt hinausposaunt, jeder Volkstümlichkeit. Es ist daher fast zu bedauern, daß die vorliegenden Hefte den Titel Schulliederbuch führen. Der Inhalt, die schönsten Kunstlieder sowie Volkslieder und Jodler aus allen deutschen Gauen, machen es in hervorragender Weise geeignet, dem Besitzer auch nach seiner Schulzeit ein wertvoller Begleiter zu sein. Besonders anführen möchte ich den einfachen und sangbaren Satz der Lieder und den geringen Preis der Hefte.

Karl Horak.

Martha Bringemeier: Gemeinschaft und Volkslied. (Veröffentlichungen der volkkundlichen Kommission des Provinzialinstitutes für Westfälische Landes- und Volkskunde, Erste Reihe, herausgegeben von Julius Schwietering, Heft I), Münster in W., Aschendorff, 1931, RM 8.10.

Vor allem muß festgestellt werden, daß der Titel des Buches nicht mit dem Inhalt übereinstimmt; während man nämlich unter „Gemeinschaft und Volkslied“ eine theoretische Abhandlung vermutet, zeigt sich hier ein Querschnitt durch das geistige Leben des Dorfes Riesenbeck um 1870 vom Spinnstubenstandpunkt aus. Neben dieser Einseitigkeit des Blickpunktes steht gleichzeitig die Einseitigkeit, mit der die religiöse Grundhaltung betont wird. Es werden als Beweis für diese Haltung nämlich Dinge genannt, welche unmöglich heranzuziehen sind, so wenn betont wird, daß der 1. XI. „Allerheiligen“ genannt werde: Wo liegt hier religiöse Grundhaltung? Es handelt sich doch um eine Gewohnheit, die in allen zumindest süddeutschen Städten und Großstädten auch noch heute üblich ist. Ganz ebenso steht es damit, wenn besonders betont wird, daß die Kirchenbesucher beim „Et incarnatus est“ im Credo niederknien, was doch nur Nachahmung des Tuns des Priesters ist. Man sieht bereits aus diesen Beispielen, daß offensichtlich Dinge für aufzeichnenswert gehalten wurden, an die in den Alpenländern noch niemand dachte; dies kann entschieden anregend wirken, nun auch bei uns den Kleinzügen des Volkslebens mehr Beachtung zu schenken, insbesondere, wenn man den Gedanken der Gegenwartsvolkskunde näher ins Auge faßt, darf aber doch andererseits nicht zur Polemik von Seiten jener Gebiete führen, in denen man nur solche Züge aufzeichnen kann und nichts von der Ueberfülle an historischem Material weiß, welches bei uns noch zu bewältigen ist. In diesem Sinn glaube ich auch die Bemerkung der Verfasserin zurückweisen

zu müssen, welche der süddeutschen Wallfahrtsforschung gilt (Seite 19, Anm. 24). Aus der Tendenz des weitreichenden Umfassens von Volksgut ist nun auch die Sammlung, welche den größten Teil des Buches füllt, zu verstehen. Es wurden 203 Lieder, davon der größte Teil mit den Melodien aufgenommen. 77 Lieder sind davon geistlicher Art; die übrigen, weltlichen, sind Balladen, Kinderlieder, Liebeslieder und anderes, zum Großteil von weiter Verbreitung. Die Notation ist nicht immer ganz erklärlich, so bei Nr. 20 („Hier liegt vor deiner Majestät“) der $\frac{5}{4}$ Takt; es handelt sich doch wohl um $\frac{4}{4}$, wobei im zweiten Takt keine Pause, sondern eine Fermate einzutreten hat, wie sie auch die bekannten Fassungen zeigen (vgl. Bäumker, IV, Nr. 409 und 433). Aehnlich steht es mit Nr. 18 und Nr. 27. Ob der gewiß kostspielige Notensatz bei den zahlreichen weitverbreiteten Kirchenliedern notwendig war, ist fraglich; schließlich hätte auch Variantenangabe genügt. Am wertvollsten erscheint mir der Abschnitt „Unterhaltung in den Singpausen“ in dem Ausrufe, Spottverse, Rätsel, Spiele und schließlich „Erzählgut“ aufgezeichnet ist. Unter letzterem finden sich Märchen, Sagen, Legenden und Schwänke ohne weitere Uebersicht. Sie sind — was sehr erfreulich ist — in der Mundart aufgezeichnet. Mehr als Aufzeichnung ist offenbar nicht beabsichtigt gewesen, da weder beim Lied- noch beim Erzählgut, noch auch bei Sitte und Brauch vergleichende Arbeit versucht wurde.

Obwohl Bringemeiers Buch auf die Arbeit der Gemeinschaft in erster Linie hinzuweisen sucht, wird dennoch, besonders in den einleitenden Kapiteln mit der Schilderung Frau Verlages, welche den Stoff eigentlich darbot, ein Beitrag zur Volksindividualitätenforschung geliefert, welcher vielleicht das Beste an der gesamten Arbeit darstellt. Denn die Kenntnis solcher Volksmenschen, wie sie von der Märchenfrau von Niederrzwehren bis Christian Blattl und anderen schon manchmal der Forschung bekannt wurden, bietet wenigstens nach Meinung des Referenten viel eher einen Weg zur wahren Volksforschung als alle Theorie. Leopold Schmidt.

Joseph Weißkopf: St. Johannes von Nepomuk. (Kleine historische Monographien, Nr. 30), 4 Bildtafeln, 15 Holzschnitte; Wien, Reinhold, 1931.

In einer Buchreihe, welche schon mehrere Heiligenmonographien aufweist und darunter auch Arbeiten mit volkscundlichem Einschlag, ist dieses Buch am richtigen Platz. Gewiß werden hier vom Verfasser alte Streitprobleme, wie etwa die Identität, bezw. Nichtidentität des Generalvikars Johann von Nepomuk mit dem jetzt verehrten Heiligen nicht gelöst, doch ist die Darstellung des Kampfes um solche Probleme dankenswert und besonders das reiche 168 Nummern umfassende Literaturverzeichnis sehr brauchbar. Volkscundlich am wichtigsten ist das etzte Kapitel, in dem allerdings für die wirklich volkscmäßige Verehrung, etwa die Stellung des Heiligen als Brückenpatron, nicht allzuviel abfällt. Dabei ist die Johannesverehrung ein Thema, das würdig wäre, eine Anzahl von Einzelarbeiten anzuregen.

Etwas dürftig ist der Bildschmuck des 250 Seiten starken Buches; vielleicht wäre bei Einschränkung der zu einer wissenschaftlichen Arbeit doch nicht so recht passenden Holzschnitte eine Vermehrung der Lichtbilder möglich gewesen, welche als Textunterlage stets wünschenswert sind.

Leopold Schmidt.

Lic. theol. E. W. Keil: Deutsche Sitte und Sittlichkeit im 13. Jahrhundert nach den damaligen deutschen Predigern. Verlag C. Ludwig Ungelenk, Dresden-A. 27, 1931. 200 Seiten.

Vorliegende Auswertung der deutschen Prediger des 13. Jahrhunderts — vorwiegend wird natürlich Berthold herangezogen — ist durch die Berliner Reinhold Seeberg-Stiftung angeregt und von ihr auch mit einem Preis ausgezeichnet worden. Die Darstellung geht dem großen Stoff sehr schematisch und mit zahlreichen, manchmal nicht ganz übersichtlich angeordneten Unterabteilungen zu Leibe. Volkskundlich bedeutsam ist in erster Linie der 2. Teil, der die sozialetischen Beziehungen von Sitte und Sittlichkeit an Hand der Predigerstellen aufzeigt; leider fehlt eine eigentlich volkskundliche Einstellung. Im Uebrigen wäre zu wünschen, daß die dargebotenen Stellen doch etwas kommentiert wären. Leopold Schmidt.

Alfons Brinkmann: Liturgische und volkstümliche Formen im geistlichen Spiel des deutschen Mittelalters. (Forschungen zur deutschen Sprache und Dichtung, herausgeg. von J. Schwietering, H. 3), Münster, Aschendorff, 1932, RM 3.35.

Der Verfasser geht von zwei Grundtendenzen aus, welche beide als völlig neu in unsere Wissenschaft eingeführt zu betrachten sind; die erste will eine Einordnung des geistlichen Schauspieles in die allgemeine Geisteshaltung der Zeit, der es erwachsen, vornehmen, die zweite gründet sich auf die philosophische Arbeitsweise Romano Guardinis, dessen Betrachtungen über den „Gegensatz“ dem Hauptteil der Arbeit zu Grunde gelegt erscheinen. Der erste Teil des Buches, welcher sich mit der Frömmigkeitshaltung in Liturgie und Privatandacht beschäftigt, bringt sehr beachtenswerte Resultate, so besonders jenes, daß die Spiele beide Frömmigkeitshaltungen widerspiegeln. Leopold Schmidt.

Das Gmündner Hirtenspiel. In einem Vorspiel und vier Aufzügen textkritisch herausgegeben von Dr. Georg Graber. Verleger: Lehrer-Orchestervereinigung des Bezirkes Spittal a. d. Dr. 1930. 63 Seiten.

Sepp Moser, der das Vorwort verfaßte, bringt einiges über die Spielüberlieferung, über die Zusammenhänge des Spieles und eine Charakterisierung der Musik, welche nach den alten Weisen Andreas Klocker orchestrierte. Der Text selbst, der Gruppe der anderen Kärntner Weihnachtsspiele eng verwandt, ist wenig verändert für die Aufführung durch größere Bühnen bearbeitet. Hoffentlich existieren nun bald genug Bearbeitungen besserer und anderer Art, sodaß wir auch bald wirkliche Textausgaben — und zwar auch von Kärnten — bekommen werden. Erfreulich ist der von Krippenbauergeist getragene Titelholzschnitt Swibert Lobissers.

Leopold Schmidt.

Arbeiten zur ungarischen Volkskunde an der Königl. Ung. Franz-Josefs-Universität in Szeged.

Seit dem an der Szegeder Universität ein Lehrstuhl für ungarische Volkskunde gegründet wurde (1929), erschienen unter der berufenen Leitung des ersten Inhabers desselben, Prof. Alexander Solymossy, fünf ausgezeich-

nete Dissertationen über verschiedene Gebiete der ungarischen Volkskunde. Im Folgenden sollen diese kurz besprochen werden:

I. **Alexander Dömötör:** *A betyárromantika.* (Die Räuberromantik in der ungarischen Volkspoesie.) Budapest, 1930, Oktav, 37 Seiten.

Verfasser bearbeitet das volkskundliche Material der Räuberromantik in Ungarn. Meistens in handschriftlichen Aufzeichnungen erhalten, zeigen die Belege eine kulturhistorisch interessante Ideenentwicklung des ungarischen Volkes in Bezug auf die „Betyären“. Man kann mehrere Typen dieser Räuber und Landstreicher, die nach den Türkenkriegen und nationalen Aufrufen (Ende des 17. Jahrhunderts) erscheinen und seit den 50-er Jahren des 19. Jahrhunderts aus dem Volksleben verschwinden, unterscheiden. Sie stammen aus verschiedenen Gesellschaftsschichten, sind aber meistens Pusztensöhne, entflozene Soldaten und Hirten, die entweder ihr eigenes Schicksal besingen, oder ihre kühnen Taten und ihren Tod vom Volke besingen lassen. Historische Tatsachen bezeugen, daß es unter ihnen auch ritterlich gesinnte, heldenmütige Leute, oder von der fremden Regierung politisch verfolgte Personen gab, durch welche die ganze Kaste ein sympathisches Gepräge erhielt. Daraus entstand eine speziell folkloristische Romantik, mit welcher die literarische, besonders im Anfang, nichts gemein hatte.

II. **Ervin Major:** *A népies magyar műzene és a népzene kapcsolatai.* (Zusammenhänge zwischen der ungarischen volkstümlichen Kunstmusik und der Volksmusik.) Budapest, 1930, Quart, 27 Seiten.

Zweck dieser überaus aufschlußreichen Arbeit ist in erster Linie die Wichtigkeit einer vollständigen und zuverlässigen Zusammenstellung der Verfasser der Volksliedmelodien hervorzuheben. Wenn die längst erwünschte Verfasserliste einmal doch zustande kommt, wird man Volksliedsammlungen mit mehr als 10% Kunstliedern nicht mehr herausgeben können. Dann wird auch Fachleuten nicht die bisher fast unvermeidliche Gefahr drohen, Kunstlieder für Volkslieder zu halten. Verfasser beweist mit zahlreichen Beispielen, daß die Redakteure der bisher erschienenen ungarischen Volksliedsammlungen diesen Fehler ausnahmslos begangen haben.

III. **Ladislau Papp:** *A kecskeméti viselet múltja.* (Vergangenheit der Kecskeméter Tracht.) Budapest, 1931. Oktav, 32 Seiten.

Verfasser — Assistent des städtischen Museums in Kecskemét — beschreibt auf Grund der städtischen Archivurkunden sowie teilweise auf Grund des Museummaterials die Vergangenheit der Kecskeméter Tracht bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Die fürchterlichen Heimsuchungen während der Türkenherrschaft vernichteten die älteren Dokumente, so daß kostümgeschichtliche Aufzeichnungen bloß vom Ende des 17. Jahrhunderts an häufiger vorkommen. Die Tracht kann bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts im Ganzen als Volkstracht angesehen werden. Zu dieser Zeit beginnt der fremde, westliche Einfluß, die Ausbildung der städtischen Volksschicht. Heutzutage ist die Tracht in Kecskemét fast vollkommen verschwunden.

IV. **Valeska Klein:** *Állandósult elemek a magyar népdalszövegekben.* (Beständig gewordene Elemente in den ungarischen Volksliedertexten.) Szeged, 1931. Oktav, 64 Seiten.

Die überaus reiche und originelle Welt der ungarischen Volksliedformeln wurde bisher noch nicht hinlänglich untersucht. Auf Grund der A. Daur'schen Definition versucht nun V. Klein (ein Reichsdeutscher, der Ungarn, sein Volk und seine Sprache erst als Zwanzigjähriger kennengelernt hat) die Wortformeln und die inneren Formeln des ungarischen Volksliedes mit deduktiver Methode eingehender zu behandeln. Er beschränkt sich natürlich nur auf die wichtigsten Formen der erwähnten zwei Kategorien, bringt aber in seinen volkskundlichen Folgerungen und ästhetischen Ausführungen wertvolle Beiträge zur Erkenntnis des ungarischen Volksliedes.

V. F. Leopold Vosahlo: *Moson megyei német lakodalmas szokások.* (Deutsche Hochzeitsbräuche im Wieselburger Komitat.) Dombóvár, 1931. Oktav, 100 Seiten.

Auf Grund der ausgezeichneten Publikation von R. Sztachovics (Braut-Sprüche und Braut-Lieder auf dem Heideboden in Ungarn. Wien, 1867) und jüngerer handschriftlichen Quellen bearbeitet Vosahlo die Hochzeitsbräuche der Heidebauern. Nach zwei einleitenden Kapiteln (Herkunft des Wieselburger Deutschtums, Das Volk am Heideboden) entwirft er ein ausführliches Bild über die verschiedenen Entwicklungsphasen der Hochzeitsbräuche (Anklopfen, Versprechen, Falsche Braut, Verkündzeit, Vorsichtsmaßregeln, Leutladen, Vorbereitungen, Brautwagen, Polterabend, Ehrentag, Füzug, Brautlauf usw.) und versucht durch zahlreiche unterösterreichische und hauptsächlich steirische Parallelen auch ihre Herkunft zu erhellen. Im Anhang teilt er uns den St. Johanner Sterngesang und den Fraggengesang mit. Es ist nur zu bedauern, daß Vosahlo auf Grund der erwähnten handschriftlichen Quellen viel mehr den älteren (um 1860—1880) als den heutigen Stand dieser Hochzeitsbräuche untersucht hat. Höchst bedauernswert ist es ferner, daß diese sonst sehr verdienstliche Arbeit — wie auch die übrigen Arbeiten der Sammlung — nicht einmal mit einem kurzen deutschen Auszug den ausländischen Forschern zugänglich gemacht worden ist G. Kurzwel.

Dr. B. Zaborski: *Ueber die Dorfformen in Polen und ihre Verbreitung.* Uebersetzt von F. Schmidbauer. Osteuropa-Institut. Bibliothek geschichtlicher Werke Nr. 3, Breslau 1930. 112 Seiten, 27 Abb., 2 Karten,

Das Verdienst, die ursprünglich polnische Arbeit der deutschen Oeffentlichkeit zugänglich gemacht zu haben, ist ein zweifaches. Der Verfasser gibt erstlich eine beachtenswert-gediegene übersichtliche und methodische Zusammenstellung der geltenden Ansichten über Ursprung und Gliederung der Dorfformen, ausgehend von der deutschen Wissenschaft, zum andern ermöglicht die Arbeit die Ueberprüfung der kartographisch wohl unterbauten Eigenleistung und der Ansichten des Verfassers von Entstehung und Alter der Dorfformen in Polen. Rundlinge, als ihre Abart Angerdörfer und schließlich die volkstümlichen gegründeten Straßendörfer ist der Verfasser trotz maßvoller Vorsicht gewillt, als altheimische Formen in Polen zu erklären. Schon die Arbeiten von G. Prinz bezüglich der Dorfformen in Ungarn hätten ihn von der Unhaltbarkeit dieser Einstellung zum Problem überzeugen müssen. Durch die gleichzeitig mit dem Urtext erschienene

Arbeit R. Mielkes über Entstehung und Ausbreitung des Straßendorfes (Zeitschr. f. Ethn., 1926) und Untersuchungen im österreichischen Donauraum ist die ziemlich ungeschichtliche Behandlung des Stoffes wie hier geboten bereits überholt.

A. Haberlandt.

M. H. Boehmi: Das eigenständige Volk. Volkstheoretische Grundlagen der Ethnopolitik und Geisteswissenschaften. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1932.

Mit ausgereifter Erfahrung hat uns der Leiter des Institutes für Grenz- und Auslandstudien in Berlin ein ganz vorzüglich geschriebenes Buch zur Theorie eigenständigen Volkes beschert. Das Volk als Artbegriff, Geschichtlichkeit des Volkes, Volksboden und Volksgrenze, Volksgliederung, Volkzugehörigkeit, Volksverfassung, Volkstum im weitesten Sinn werden nach Ueberlieferung, Pflege und Zukunft mit großem Verständnis kritisch beleuchtet und beurteilt. Die Pflege deutschen Volkstums ist hier in guten Händen. Und die Wissenschaft der Volkskunde? Seite 315 heißt es: „Noch wartet die Vision Herders darauf, der europäischen Wissenschaft anverwandelt und einverleibt zu werden“. Man wird dem Verfasser aus tiefster Ueberzeugung beipflichten, daß zur gedeihlichen Lebensgestaltung just des deutschen Volkes dieser Gedanke sich durchsetzen muß.

A. Haberlandt.

Dr. W. Essen: Die ländlichen Siedlungen in Litauen mit besonderer Berücksichtigung ihrer Bevölkerungsverhältnisse. (Veröffentlichungen des staatlich sächsischen Forschungsinstitutes für Völkerkunde in Leipzig. Herausgeg. von O. Reche.) Reihe Volkskunde I. Bd. R. Voigtländer 1931. 134 S., 3 Bildtafeln, 260 Karten.

Natur- und Kulturlandschaft Litauens, städtische und landliche Siedlungen, Demographie und Statistik der Nationalitäten werden im Text gewissenhaft und anschaulich erörtert und an einem Ueberfluß von Karten, der den Neid bedürftiger Forschung erwecken wird, noch obendrein in ihren ziemlich einfachen Grundlinien einzelwise und farbig festgehalten. Hält man dazu, daß runde 42 Seiten der Betrachtung der Wahrscheinlichkeitsrechnung und der Methoden der mathematischen Statistik gewidmet sind, dann muß frei heraus gesagt werden, daß hier Wege beschritten sind, denen gegenüber die Volksforschung nicht konstruktivistischer Betrachtung, wie der Verfasser meint, wohl aber einer vertiefenden geschichtlichen jederzeit und mit Recht den Vorzug geben wird. Die flüchtigen Bemerkungen zu Haus und Hof — kein einziger Grundriß wird geboten — sind nicht nur im Vergleich zum sonstigen Aufwand zu kurz gekommen und durchaus wissenschaftlich unzureichend. Der Ertrag auch dieser Arbeit stellt sich zu allermeist aus ihren geschichtlichen Feststellungen und Erwägungen ein. Die Einzelhöfe ergeben sich als eine Neuerung aus der Zeit von 1850—1880 unter Auflösung der Straßendorfer, die auch für Litauen als Planungen unter deutschem Einfluß um die Mitte des 16. Jahrhunderts angesehen werden müssen, was mutatis mutandis auch für den ganzen Raum von der Ostsee bis zum schwarzen Meer gilt. Die Haufendörfer mit Gewannteilung sind als alteinheimische Sippensiedlungen anzusehen.

A. Haberlandt.

A. Dickson: *Valentine and Orson. A Study in Late Medieval Romance.* 309 Seiten, New-York, Columbia University Press. 1929.

Die vorliegende Monographie ist ein Muster kritisch synthetischer Stoffbehandlung und methodisch gewiß auch eine bemerkenswerte Neuerscheinung der mittelalterlichen Literaturkunde. Dem Volksforscher ist sie wertvoll in der Aufzeigung des Aufstieges märchenhafter Vorbilder in den Lebenskreis der Romanze, wie auch im Nachweis dessen, wie lebendige Brauch- und Spielgestalten des Volkes ihre dichterische Abschilderung in diesem Kreise finden. Die Erscheinung des Wilden Mannes, „Namelos“ u. dergl. wird solchermaßen in den unterschiedlichen Abwandlungen ihrer Auffassung ein Musterbeispiel für die Aufgaben volkskundlicher Literaturstudien.

Wolfgang Lentz: *Auf dem Dach der Welt.* Berlin, Deutsche Buchgemeinschaft 1931. 353 Seiten, mit 4 Kartenskizzen und 20 Bildertafeln.

Ein neuzeitlich vorgebildeter Forscher, begabt mit dem Blick für das Leben, bringt aus Mittelasien heutigentags nicht die Kunde von wilden Völkern, sondern Volkskunde im europäischen Sinn heim. So auch dieser tagebuchartig angelegte Reisebericht, der in A. von le Coq's volkskundlichen Arbeiten aus Chinesisch-Turkestan ein stofflich vielleicht gediegeneres Vorbild hat, es aber an Anschaulichkeit bei weitem übertrifft. Dorf und Stadt in der turkestanischen Oase und namentlich Dorfleben, Wirtschaftsarbeit, Sitten und Geistigkeit der Pamiris erstehen aus den Einzelbeobachtungen zu einem anschaulichen Bild, dessen Stetigkeit und Altartigkeit auch aus alten Reiseberichten kennzeichnender Art belegt wird. Die psychologische Einfühlung in diesen fremdartigen Kulturgeist scheint dem Verfasser vortrefflich gelungen.

A. Haberlandt.

Troels-Lund: *Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten.* (Übers. von L. Bloch), 5. Auflage. Leipzig. B. G. Teubner 1929. 276 Seiten.

Das Buch stellt das Bild, das sich die kulturschöpferischen Völker des Altertums von Himmel und Welt machten, in seinen natürlichen Anschauungsgrundlagen dar und zeigt die Auswirkung dieser Vorstellungen auf die Geistigkeit des 16. Jahrhunderts auf. So klar dabei die Grundzüge des Erfassens von Welt und Mensch auch in ethischer Hinsicht herausgearbeitet sind, so selbstdenkend möge der Leser doch dabei an die Vielfalt anderer Ideologien sich erinnern halten, die in Ethik und Erkenntnisphilosophie des Altertums und Mittelalters mitunterlaufen. Himmelsbild und Sternkunde der real geschulten Chaldäer und die naturlose Abstraktion des jüdischen Deismus sind am sinnfälligsten herausgearbeitet, auch im Christusleben wird die Weltanschauung feinsinnig auf Erlebnisgrundlagen bezogen, doch fehlt das Weltbild der Mysterien und eschatologischen hellenistischen Strömungen, ebenso wie das des Mittelalters schlecht wegkommt. Im zweiten Teil macht Sternkunde und Sternendeutung den Hauptteil der Darstellung aus; das real ungeheuer sich ausweitende Weltbild der Entdeckungszeit fehlt. Die religiöse Krisis damaliger Zeit läßt sich wohl nicht so einfach abtun.

A. Haberlandt.

Jahresbericht des Vereines und Museums für Volkskunde für das Jahr 1932.

Die schwere Krise, die wie wirtschaftlich so auch auf allen kulturellen Gebieten sich im abgelaufenen Jahr äußerst bedrückend fühlbar gemacht hat, hat naturgemäß auch unseren Verein und sein Museum in stärkste Mitleidenschaft gezogen. Die Kürzung der vom Bünd durch das Ministerium für Unterricht für die Personalerfordernisse bisher gewährten Beiträge um nahezu vierzig Prozente im Berichtsjahr, hat der Vereinsleitung die schwersten Sorgen um die Fortführung des Museumsbetriebs gebracht. Nicht minder war die aus dem Mietverhältnis entspringende, seit Einführung der Wohnbausteuer sich auf das Bedrohlichste steigende Verschuldung gegenüber der Gemeinde Wien eine schwere Sorgenlast der Museumsleitung. Erst in den letzten Wochen des abgelaufenen Jahres eröffnete sich dank der einsichtsvollen und wohlwollenden Stellung und Einflußnahme der leitenden Männer der Stadtverwaltung mit dem Jahre 1933 die Aussicht auf eine günstige Beordnung dieser Lebensfrage unseres Museums. Dagegen ist die zweite Existenzfrage des Institutes, die finanzielle Unterstützung durch den Bund zur Besoldung der vier für den Museumsbetrieb unbedingt notwendigen Angestellten zufolge der äußerst knapp dem Bundesministerium für Unterricht für Musealzwecke zur Verfügung stehenden Mittel noch immer gänzlich ungeklärt, wenn auch gehofft werden kann, daß der Bund nicht die Verantwortung auf sich nehmen wird, die Museumsleitung zufolge Ausbleibens der monatlichen Bundesbeihilfe von S 600.— zur Schließung des seit nahezu 40 Jahren bestehenden wissenschaftlichen Volksbildungsinstitutes ersten Ranges zu zwingen. Der nachfolgende Bericht über die Tätigkeit des Vereines für Volkskunde mag der Oeffentlichkeit dartun, daß immer weiter gezogene Kreise der Bevölkerung den Anschluß an unsere volkskundlichen Aufgaben suchen und finden. Die berufenen öffentlichen Stellen, die unsere Bestrebungen seit Jahren in dankenswerter Art gefördert haben, sind zu unserer Genugtuung nach wie vor von der hohen volkskulturellen Bedeutung und seiner volksbildnerischen Mission aufrichtig überzeugt; und so hoffen wir, daß die Unterstützung, von der Existenz und Wirksamkeit unseres Institutes zum großen Teile abhängt, trotz der schwierigen Zeitverhältnisse auch in Hinkunft nicht unter das Maß sinken wird, welche bei äußerster Sparsamkeit in allen Belangen, den Museumsbetrieb eben noch gerade ermöglicht.

Unser wissenschaftliches Vereinsorgan, die „**Wiener Zeitschrift für Volkskunde**“, welche sich durch sich selbst zu erhalten hat, brachte in ihrem 37. Jahrgang wieder eine größere Zahl wertvoller Beiträge zur österreichischen und allgemeinen Volkskunde von Dr. R. Wolfram, Sigfried Svensson, Dr. H. Jungwirth, Leopold Schmidt, Lily Elkan, K. Wilvonseder, Dr. R. Kriss, Dr. Arthur Haberlandt nebst 51 Buchbesprechungen, auf Grund

welch letzterer der Museumsbibliothek 76 Werke im Gesamtwert von rund 550 Schilling zugewachsen sind. Von den älteren Beständen der Zeitschrift, den Ergänzungsheften, bezw. -Bänden wurden an ältere und neue Mitglieder, Buchhandlungen, Fachvereine usw. neuerdings eine namhafte Partie im Verkaufswert von insgesamt S 524.98 abgegeben. Der Tauschverkehr mit in- und ausländischen Fachzeitschriften und Instituten erhöhte sich wieder um 3 Nummern und beträgt gegenwärtig 102 Nummern; wir halten damit die größte und vollständigste Sammlung volkskundlicher Fachzeitschriften in Oesterreich zur Verfügung der volkskundlichen Fachkreise.

Wie stets in den Vorjahren erforderte unsere Hauptschöpfung, das Museum für Volkskunde, die umfassendste und angestrengteste Obsorge der Vereins- und Museumsleitung. Die volkskundlichen Sammlungen erfuhren zufolge der fast völlig mangelnden Mittel hauptsächlich nur durch geschenkwaise Zuwendungen eine Vermehrung um 175 Nummern. Die dankenswerte Spende des Vereins der Museumsfreunde im Betrage von S 500.— ermöglichte die Erwerbung zweier im hohen Grad erwünschter Volkskunstwerke, einer Altgmündner Majolikagruppe: „Das Ehekreuz“ und eines mechanischen Holzschnittzwerkes mit zahlreichen Scherzfiguren, erste Hälfte des 19. Jahrhunderts. Durch freundliche Widmungen bereicherten die Sammlungen: Herr und Frau Professor A. Ginzberger, Frä. Julie Benesch, Altbundespräsident Dr. Michael Hainisch, Prof. Heinrich Jungwirth, A. Schwarzmann, Dr. R. Kriss, Karl Hofrichter, Frau Gabriele Artweger, Gendarmerieinspektor K. Halaunbrenner (Groß-Petersdorf), Trachtenverein „Gemütliche Bauern“, Oberlehrer Siegismund in Mauerbach, Oberamtmann Fuchs, Frau Reiner, Prof. Dr. Höfert, Frau M. Heissenberger, Fachlehrer L. Schmid, akad. Maler Lenz, Dr. A. Perkmann, Robert Mucnjak, Anton Nickel, Firma Volkskunst- und Landestrachten (Herr Kallai), Frau Ida Fuchs, Hugo Muzik, Dr. R. Wolfram, Prof. Dr. H. Hassinger, Lehrer K. M. Klier, Prof. Dr. Oswin Moro (Villach), Frä. Milly Niederführ.

Das Museum beteiligte sich an der in der Sezession veranstalteten „Ausstellung türkischer Kunst aus sieben Jahrhunderten“, an der vom Gewerbeförderungsinstitut der Kammer für Handel, Gewerbe und Industrie veranstalteten Ausstellung alter Lederarbeiten, sowie an der burgenländischen Ausstellung, die von der burgenländischen Landesregierung in der Rotunde abgehalten wurde.

In den drei letzten Monaten des Berichtsjahres erweckte die von der Museumsleitung veranstaltete Sonder-Ausstellung: „Kulturkuriosa und alte Volksmusik“ das regste Interesse der Öffentlichkeit. Sie wurde im Beisein zweier Vertreter des Wiener Stadtschulrates sowie zahlreicher Freunde und Förderer des Museums, am Sonntag, den 2. Oktober eröffnet und allsonntäglich mit besonderer Einladung an die Radio-Hörer für den 9. und 16. Oktober vom Museumsdirektor in allgemein zugänglichen Führungen erläutert. Die musikalischen Vorführungen der alten Musikinstrumente wurde von Restaurator Robert Mucnjak mit verständnisvollster künstlerischer Einfühlung dargeboten. Außerdem wurde vom Direktor ein beschreibender Führer zur Erläuterung der Ausstellungsgegenstände ausgearbeitet, der für 20 Groschen käuflich ist. Wesentlich belebt wurde die Ausstellung durch

musikalische Darbietungen. Die alpine Gesellschaft „Die Schuhplattler“ brachte den Pinzgauer „Tresterer“-Tanz zur Aufführung. Die Österreichische Heimat-Gesellschaft besorgte beidemale in dankenswerter Weise die musikalische Einbegleitung. Vom Deutschen Volksgesangverein, der unserem Museum und Verein durch langjährige Zusammenarbeit nahesteht, wurde am 9. Oktober ein Volksliedsingen im Rahmen der Ausstellung veranstaltet. Ferner hat auch die Wiener Fichte-Gemeinschaft am 23. Oktober Volksmusik, Tanz und Lied des Salzkammergutes mit mustergiltiger Einbegleitung durch ihren Sprecher Herrn Lehrer R. Vogl zur Darstellung gebracht. Allen Teilnehmern sagen wir wärmsten Dank und hoffen dem Museum für Volkskunde damit in ihnen dauernde Freunde gewonnen zu haben. Um in der wissenschaftlichen Organisation der Bestandaufnahme altösterreichischer Volksmusik einen Fortschritt anzubahnen, fand sich der Leiter des Phonogramm-Archiv der Akademie der Wissenschaften, Univ.-Dozent Dr. Leo Hayek, in dankenswerter Weise bereit, in einem Vortragsabend am 25. November im Museum für Volkskunde über den Bestand an europäischer Volksmusik im Phonogrammarchiv unter Vorführung von Aufnahmeprobe[n] zu berichten. Lehrer K. M. Klier legte darauf, unterstützt von zahlreichen Lichtbildern die Ergebnisse seiner ausgebreiteten und kulturwissenschaftlich vertieften Forschungstätigkeit über alte Volksmusik dar. Die Anwesenheit des Leiters des Bundesministeriums für Unterricht, Ministerialrat G. A. Witt, gibt die Gewähr, daß diese Veranstaltung sich auch volksbildnerisch auswirken wird, ebenso wie die Bereitstellung und Durchführung von Aufnahmen am Phonogrammarchiv durch Zusammenarbeit mit der Österreichischen Heimatgesellschaft praktisch bereits in die Wege geleitet ist.

Wie im Vorjahre fand im Dezember des Berichtsjahres, in der Adventzeit an Samstagen und Sonntagen eine äußerst lebhaft begrüßte und besuchte Vorführung des St. Pöltner Krippenspiels durch die Österreichische Heimatgesellschaft unter Führung des Restaurators R. Mucnjak ganz im Sinne der volkstümlichen Weihnachtsfeier statt. Die Besuchsziffer von 354 Erwachsenen und 326 Schulkindern erweist den starken Anklang, den diese Veranstaltung in der Bevölkerung fand, um welche sich wie im Vorjahre die Herren Robert Mucnjak, Leopold Schmidt, Direktor R. Zoder besonders verdienstlich bemüht haben.

Die Bibliothek des Museums erfuhr wie in den Vorjahren, dank der eifrigen und aufrichtigen Bemühungen der wissenschaftlichen Assistentin Dr. Adelgard Perkmann, mannigfaltigen erfreulichen Zuwachs und hatte namhaft gesteigerte Benützung zu verzeichnen. Durch Ankauf, geschenkwise und besonders durch Besprechungsstücke (76) zahlreicher österreichischer und deutscher Verlagsbuchhandlungen wurde ein Zuwachs von 148 neuen Signaturen, 135 neuen Photographien gebucht. Der Parteienverkehr der Bibliothek betrug 1301 Besucher (gegenüber 700 im Vorjahre). Der Bibliotheksraum, wie die Benützung der Bibliothek selbst wurden der neugebildeten volkskundlichen Arbeitsgemeinschaft an der Universität von der Vereines- und Museumsleitung gern zur Verfügung gehalten; dieselbe kann sicher sein, jede sachliche Förderung von unserer Seite zu erfahren.

Die Vortrags- und Führungstätigkeit des Museumsdirektors und der wissenschaftlichen Assistentin war eine sehr rege. Musikalische Uebertragungen für das Radioprogramm und dessen Schulfunk, ein Radiovortrag, zwei Radiovorführungen, vier Publikums- und Fachführungen im Museum, zwei Weihnachtsvorträge in St. Pölten und Wien, sowie ein Vortrag über Volkstrachten in Hubertendorf, die der Museumsdirektor abhielt, wurden durch vier Museumsführungen, drei Radio-Vorträge und mehrere Vereinsvorträge von Frau Dr. A. Perkmann in erfreulicher Art ergänzt. Die wissenschaftliche Leitung der „Ravag“ hat durch die Uebertragung alter Volksmusik in besonders dankenswerter Art auf die Bedeutung dieses Institutes zu wiederholten Malen hingewiesen und sich auch sonst um dasselbe durch mehrfachen Hinweis außerordentlich verdient gemacht, wofür insbesondere Herrn Dr. Henz und Herrn Andreas Reischek der verbindlichste Dank zugemittelt sei.

Konnte die Vermehrung der Sammlungen, wie erwähnt, nur in sehr beschränktem Umfang erfolgen, so gab dafür ihre Konservierung, wie ihre Anordnung und Aufstellung in fast allen Abteilungen das ganze Jahr hindurch Beschäftigung genug. Es sei in dieser Hinsicht, wie auch in Bezug auf den Bewachungs- und Reinigungsdienst der eifrigen Dienstleistung des Restaurators Robert Mucnjak, sowie der Angestellten Hans Krumhaar und Ludwig Nepras mit voller Anerkennung gedacht. Die Kanzleiarbeiten und den Einlaß- und Kartendienst beim Museumsbesuch besorgte wie bisher Fr. Ida Schuster, in jeder Hinsicht auf das Zufriedenstellendste. Den seit 1917 als Hauswart beschäftigten Herrn Franz Wellan, der in den letzten Jahren leider durch Kränklichkeit eine bedauerliche Leidenszeit durchzumachen hatte, hat im August des Berichtsjahres der Tod von seinen Leiden erlöst. Wir bewahren ihm für seine, namentlich im ersten Jahrzehnt seiner Zugehörigkeit zum Museum bewiesenen Dienste bei der Neuaufrichtung der Sammlungen ein dankbares Andenken.

Der Besuch des Museums blieb zufolge der wirtschaftlichen Bedrängnisse der Bevölkerung, wie bei sämtlichen Wiener Museen gegen das Vorjahr in allerdings nicht bedeutendem Ausmaße zurück. Wir verzeichneten 3880 zahlende, 288 nicht zahlende Besucher, 3253 Schüler und 97 Schulklassen (bei freiem Eintritt).

Die begreifliche bedeutende Verminderung der Einnahmen im Vereinswie im Museumshaushalt gegenüber dem Vorjahre, zum größten Teil durch die fast 40% betragende Kürzung des Bundesbeitrages verursacht, konnte auch durch die äußerste Sparsamkeit, die sich die Vereins- und Museumsleitung zum Gesetz gemacht hatte, nicht wettgemacht werden. Wie schwierig die finanzielle Lage des Museums im Laufe des Berichtsjahres geworden war, ist aus dem im Rechnungsabschluß 1932 ersichtlichen namhaften Gebarungsabgang von S 842.96 ersichtlich. Nur die vom Magistrat einsichtsvoll und wohlwollend bewilligte Stundung der Mietzinsverpflichtung für die Zeit vom August 1931 bis Ende 1932 in der Höhe von S 3286.69 ermöglichte überhaupt die finanzielle Gebarung im Museumshaushalt bis zum Schluß des Verwaltungsjahres.

Ebenso war es die einsichtsvolle und überaus dankenswerte Bewilligung der Subvention der Kammer für Handel, Gewerbe und Industrie in

gleicher ungekürzter Höhe wie in den Vorjahren, im Betrag von S 3000.—, der unser Institut vor der sonst unvermeidlich gewordenen bedrohlichen Defizitwirtschaft bewahrt hat. Die Vereins- und Museumsleitung dankt der Kammer und insbesondere deren Vertreter im Museumsausschuß Herrn Kammerrat Hermann Kandi für diese einsichtige und wohlwollende Stellungnahme auf das Wärmste. Gezielmenden Dank schulden wir dem Bundesministerium für Unterricht und im besonderem Maße der Wiener Stadtverwaltung, deren früherer Finanzreferent Stadtrat Hugo Breitner noch vor seinem Scheiden aus diesem Amt die Herabminderung der Mietzinsverpflichtung an maßgebender Stelle in Antrag brachte, wofür ihm der ganz besondere Dank der Vereins- und Museumsleitung gebührt. Auch dem Verein der Museumfreunde, der Arbeiterkammer, sowie dem bewährten Gönner des Museums, Kommerzialrat Oskar Trebitsch, sei für ihre so willkommene Beihilfe der verbindlichste Dank ausgesprochen. Als fördernde Mitglieder leisteten die Firmen Gerngroß, Herzmansky, Demel's Söhne und die Buchdruckerei „Pago“ in dankenswerter Weise je S 50.—.

In der Zusammensetzung des Museums-Ausschusses ergab sich ein mehrfacher Wechsel der Vertreter des Bundesministeriums für Unterricht. Der Präsident des Bundesdenkmalamtes, Dr. L. Petrin, der durch mehrere Jahre in hervorragend einsichtsvoller Weise dem Museum tatkräftige Förderung hatte zuteil werden lassen, wurde in seiner Funktion von Ministerialrat Dr. Karl Kobald abgelöst, dem das Museum ebenfalls für verständnisvolle Förderung zu wärmsten Dank verpflichtet ist. Nach dessen Ernennung zum Präsidenten der Musikhochschule am Jahresende wurde Sektionsrat Dr. Hohenauer mit der Funktion eines Vertreters des Bundesministeriums für Unterricht im Museumsausschuß betraut. In den wissenschaftlichen Ausschuß wurde der Referent für das Volksbildungswesen in Niederösterreich, Dr. Karl Lugsch, berufen.

Indem die Vereins- und Museumsleitung der Bitte und Hoffnung Ausdruck gibt, daß die im Museumsausschuß vertretenen öffentlichen Stellen unseren Institute ihre maßgebende Unterstützung mit gleichem Nachdruck wie bisher auch fürderhin zuteil werden lassen, erfüllt sie die angenehme Pflicht, Herrn Präsidenten Dr. F. Schubert-Soldern, Herrn Präsidenten Dr. L. Petrin, Ministerialrat Dr. K. Kobald und Herrn Sektionsrat Dr. Hohenauer als Vertreter des Bundes, Herrn Präsident, Nationalrat Otto Glöckel und Direktor Dr. E. Zellweger als Vertreter der Wiener Stadtverwaltung sowie Herrn Kammerrat Hermann Kandi für alle Förderung auf das Wärmste zu danken.

Wien, Anfang Jänner 1933.

Rechnungsabschluß des Vereines

Einnahmen für das

		Schilling
Kassasaldo ex 1931		971.38
Verein:		
Mitglieder- und Bezugsbeiträge	S 1624.70	
Verkauf von älteren Jahrgängen der Zeitschrift, Ergänzungsbänden, Sonderdrucke	" 524.98	
Verkauf von Exemplaren der „Einführung in die Volkskunde“	" 14.—	
Fördererbeitrag Firma Gerngroß	" 50.—	
Fördererbeitrag Firma Herzmansky	" 50.—	
Fördererbeitrag Firma Demel's Söhne	" 50.—	
Fördererbeitrag Firma „Pago“	" 50.—	
Subvention des Bundesministeriums für Unter- richt (für die Redaktion der Zeitschrift)	" 300.—	2.663.68
Museum:		
Subvention des Bundesministeriums f. Unterr. S	7220.—	
Refundierung der Telephonkosten durch das Bundesministerium für Unterricht (I. Halbj.) „	130.40	
Subvention der Stadt Wien	" 4000.—	
Subvention der Kammer für Handel, Gewerbe und Industrie	" 3000.—	
Subvention der Arbeiterkammer	" 300.—	
Spende des Vereines der Museumsfreunde	" 500.—	
Spende des Kommerzialrates A. Trebitsch	" 200.—	
Legat Dr. Richard Kulka	" 30.—	
Spende der Firma Mez A. G.	" 100.—	
Spende der Feldsberger-Gesellschaft	" 3.80	
Krankenkassabeiträge der Angestellten	" 880.68	
Einkommensteuererlag der Angestellten	" 50.04	
Leihgebühren	" 22.—	
Zinsen	" 64.57	
Führungspauschalien	" 113.—	
Eintrittsgelder und Verkauf des Führers	" 2082.94	
Verkauf von Photographien	" 149.20	
Sonstige Einnahmen	" 238.04	19.084.67
Rücklage für Mietzins (VII.-XII. 1931)		1.872.74
Summe der Einnahmen		24.592.47

Geprüft und in

Ministerialrat Karl Gerstner
als Rechnungsprüfer.

und Museums für Volkskunde

Jahr 1932.

Ausgaben

	Schilling
Verein:	
Drucklegung des 37. Jahrganges der „Wiener Zeitschrift für Volkskunde“, des Jahresberichtes, der Sonderdrucke S	1728.50
für Klischees „	141.10
Besprechungshonorare „	124.—
Redaktionshonorar „	300.—
Versendung der Zeitschrift und Porti „	126.39
Kanzlei und Drucksorten* „	114.37
Rückkauf älterer Jahrgänge der Zeitschrift „	36.22
Beiträge an Fachvereine „	19.08
	2.589.66
Museum:	
Gehalte und Löhne S	9258.—
Krankenkasse „	1485.34
Stempelabzüge „	73.60
Kanzleierfordernisse „	139.75
Porti, Zustellgebühren, Transportkosten „	351.94
Fahrten „	144.60
Telephon „	439.95
Ankäufe für die Sammlung „	658.—
Bibliothek „	304.46
Restaurierung der Sammlungen „	174.44
Anschaffungen und Installation „	564.53
Beleuchtung „	211.54
Beheizung „	715.53
Bewachungsdienst „	258.75
Kosten des Krippenspiels „	67.99
Reinigungsarbeiten „	518.—
Führungskosten „	120.—
Kosten der Sonderausstellung „	18.15
Einkommensteuer des Personals „	54.51
Mietzins, Wohnbausteuer, Zinsgroschensteuer, Betriebskosten des Gebäudes (für VIII. bis XII. 1931, und I. bis XII. 1932 „	7286.69
	22.845.77
Summe der Ausgaben	25.435.43
Abgang	842.96

Ordnung befunden:

Prof. Dr. Robert Heine-Geldern

als Rechnungsprüfer.

Die Vereinsleitung im Jahre 1932.

Präsident: Hofrat Univ.-Prof. Dr. Michael Haberlandt.

Vizepräsidenten: Sektionschef a. D. Dr. Arthur Breycha, Präsident Nationalrat Otto Glöckel, Hofrat Univ.-Prof. Dr. Eugen Oberhummer, Hofrat Univ.-Prof. Dr. Alfons Dopsch.

Generalsekretär: Univ.-Prof. Dr. Arthur Haberlandt.

Generalsekretär-Stellvertr.: Univ.-Prof. Dr. Josef Weninger

Kassier: Prof. Dr. Heinrich Jungwirth.

Ausschubräte: Hofrat Dr. Karl Giannoni, Kammerrat Hermann Kandl, Lehrer Karl M. Klier, Dr. Georg Kotek, Univ.-Prof. Dr. Georg Kyrle, Dr. Franz Ottmann, Dr. Adelgard Perkmann, Univ.-Prof. Dr. Ludwig Radermacher, Hofrat Prof. Dr. G. Schlesinger, Prof. Dr. Karl Spieß, Fachlehrer i. R. J. Thirring, Konservator Sandor Wolf, Oberlehrer Raimund Zoder, Dr. Karl Lugmayr.

Vertreter des Bundesministeriums für Unterricht: Ministerialrat Dr. Karl Kobald, Präsident Dr. F. Schubert-Soldern.

Vertreter der Stadt Wien: Präsident des Stadtschulrates Nationalrat Otto Glöckel, Gymnasialdirektor Dr. E. Zellweker.

EHRENMITGLIEDER.

Dr. J. Bolte, Berlin (1920).	(Gräfin) Nandine Berchtold, Buchlau (1914)
Dr. G. Polivka, Prag (1920).	Karl (Freiherr von) Rumerskirch (1914)
Josef Blau, Freihöls (1920).	Dr. Eugen Oberhummer (1929).
Dr. M. Haberlandt (1920).	Dr. Michael Hainisch (1929).
Dr. Ed. Hoffmann-Krayer, Basel (1920).	Dr. Paul Kretschmer (1930).
Dr. Max Hussarek-Heinlein (1912).	Dr. Josef Strzygowski (1930).
Oskar Seyffart, Dresden (1932).	

KORRESPONDIERENDE MITGLIEDER.

Schulrat Karl Adrian, Salzburg.	Univ.-Prof. Dr. Adolf Helbok, Innsbruck.
Notar Dr. Eugen Frischauf, Eggenburg.	Univ.-Prof. Dr. L. Rütimyer, Basel.
Museumsvorstand Dr. K. Brunner, Berlin.	Univ.-Prof. Adam Wrede, Köln.
Museumsvorst. Prof. Dr. V. Geramb, Graz.	Direktor Fr. Pospišil, Brünn.
Dr. G. Graber, Klagenfurt.	Hofrat Ferd. Raunegger, Klagenfurt.
Univ.-Prof. Dr. N. Krebs, Berlin.	Prof. Dr. G. Jungbauer, Prag.
Univ.-Prof. Dr. O. Lauffer, Hamburg.	Prof. Dr. E. Schneeweiss, Prag.
Dir. Hofrat Julius Leisching, Salzburg.	Dr. H. Bächtold-Stäubli, Basel.
Prof. Josef Tvrđy, Wischau.	Prof. Dr. A. Byhan, Hamburg.
Univ.-Prof. Dr. M. Murko, Prag.	Prof. Dr. H. Naumann, Frankfurt a. M.
Dr. Franz Baron Nopcsa, Budapest.	Direktor Sigurd Erixon, Stockholm.
Univ.-Prof. Dr. John Meier, Freiburg i. Br.	Direktor Dr. J. Manninen, Helsingfors.
Univ.-Prof. Dr. Eugen Fehrlé, Heidelberg.	Prof. Dr. Paul Sartori, Dortmund.
Dr. Zeno Kuziela, Berlin.	Prof. Dr. D. Selenin, Leningrad.
Univ.-Prof. Dr. Hermann Wopfner, Innsbruck.	Prof. Dr. Theodor Siebs, Breslau.
	Direktor Vladimir Tkalčić, Zagreb.

Villgrater Bergbauernkost.

Von Maria Lang-Reitstätter, Wien.

(Schluß.)

Faschtengerschte (Fastengerste).

Während der ganzen 40-tägigen Fastenzeit und an den anderen Fasttagen des Jahres (jeder Freitag, Quatembertage, Osterwoche, hl. Abend usw.) ist angeblich laut Fastengebot auch diese Noi-Gerschte noch zu üppig für den Bergbauern. Da gibt es dann bloß Faschtengerschte. Das „Ban“ vom Hausfleisch muß wegbleiben. Diese Fastengerste tut man „inbrennen“, dann schmälzn, a bissel Zwiefl röaschtn, braun lassen werden in Schmalze und ingebn. Wo man es hat, tut man in der Fastenzeit statt der Gerste lieber Erbsen soidn.

Die Gerschte la't man noien, gewöhnlich zwei, drei Galfern (eine Galfer ist ungefähr 12 l). Dann läßt man sie austrocknen. In an großen Sack tut man sie, gibt sie im Sommer in die Sonne, im Winter auf den Ofen*). „A weng wölg'n“ tuit man den Sack, daß es ganz trocken wird.

„A bissl eppes Guits“.

Will man sich einmal einen guten Tag antun, etwa weil Besuch da ist oder ein Bauernfeiertag gehalten wird, dann macht man zur Marende „Ungemachts Broat“. Vom härten Brot werden Brücke gegrablt. (Wenn es noch weich ist, werden Schnittlan gemacht.) Die kommen in eine Schüssel, mit „Birnenmehl“ oder „Bockshörndlanmehl“ werden sie ungemacht und mit heißem Schmalz geschmälzt.

Ein anderer bescheidener Leckerbissen sind „Gschmälzte Boahn“. Die Boahn (gewöhnliche getrocknete Bohnen) fescht soidn, na' asechtn ('s Wasser agoißn). Die Boahn in a Blattlschüssl laarn, ginoite Mogn (gestoßenen Mohn) drau' umasa'n und schmälzn. Zuckerwasser kann man a umagiaßn. Ein Teller Boahnschal ist auch eine ausgiebige Mahlzeit. Die Bohnen werden nach dem Kochen ausgelöst und mit Salz gegessen. Wenn man eine recht schwere Arbeit hat, beim Bauen z. B., „ein Teller voll ungemachte Boahn, mit Mogn ungemacht und recht schmälzn, des he't fescht (hält an)“. Als etwas sehr Gutes gelten auch gekochte Erdäpfel, klein geschnittelt in eine Pfanne, fest schmälzn und dick voll Mogn drüber.

*) D. h. auf die „Ofenbrücke“, eine Bretterlage oberhalb des gemauerten Stubenofens, die auf einem Holzgestänge aufliegt.

Reismuis und Weinbeerlen drau'.

'n Reis in der Milch dünschtn, fescht soindn lassn, guit, linde (weich). Vor er ganz fescht, genui gesotten ischt, Mehl inkochn, zwoa Handlan voll, damit a bißl a Muis (Koch) werd. Zucker drein, daß es süaß werd. Na' laart man ihn in a Teller. Oder bal' man a Deschge (Bratpfanne für das Herdrohr) hat, in die laarn. Weinbeerlen drau' und Simonspulver (Zimt) und Zucker drau' reibn. Und na' recht fescht schmälzn, wia mehr, wia besser. Na' ischt er fertig, aufn Tisch zu tragn. Nur zu essen, sischt (sonst) „bleibt er“, setzt die Bäuerin mit einem schalkhaften Seitenblick auf die Kinder hinzu. Das kleine Burgele sagt auch gleich: „Der bleibt fein nit, der werd fein sauber gessen, der ischt guit!“

Ganz ähnlich wird das **Milchmüasl** oder **Milchmuis** gekocht. Statt Reis wird dazu Mehl genommen. Angemacht wird das fertige Mus ganz gleich wie das Reismus.

Bal das Muis-stodet (stockt) und recht pfapfezt und sprutzt, darf die Kuchile (Köchin) zum Rühren schauen. Sischt brennt's an. Beim Milchmus ist das Schmälzen besonders wichtig. In der Pfanne kommt es auf den Tisch. Und die Esser machen „Butze“ (Vertiefungen) hinein, jeder recht tief, daß sich ordentlich Schmalz darin sammeln kann.

Für einen Halbfesttag, einen Bauernfeiertag, kocht die Bergbäuerin manchmal Blattlan. Davon gibt es wieder zweierlei: die gewöhnlichen und die Schmalzblattlan. Amal die gewöhnlichen:

Blattlan.

Zelm (daseibst) ist nicht zu machen als von Mehl und Salz a Tag aufm Brette. Und a bißl a Anis oder a Fenchel drin, zelm ischt gleich. A bißl eppes Guits halt. An ziemlich feschte Tag. Nachn schneidet man'n in Stücklan. Die triebelt man na mit an Holztriebll kugelat (kreisrund), fingerdick. De Blattlan na' mitn Messer a weng stupfn (kleine Löcher hineinmachen), daß sie nit hupfn (zu stark aufgehen, so daß innen ein Hohlraum wird) und nit Blattern machen. Jetzt kommen sie in die Bratröhre oder in'n Ofen (Backofen).

Die Schmalzblattlan.

's ischt insoweit der gleiche Tag, nur nimmt man da a Are (Ei) hinein und Germ oder Backpulver. Früher hat man das da bei uns nit gewißt, aber sie werden viel rögler (lockerer) mit Germ oder Backpulver. Man tuit sie dünner triebeln (sonst sind sie nicht durch), im Schmalze gehen sie e mehr au'. Die Blattlan gibt man nachher ins haße Schmalz eini.

Schon mehr eine Festtagsspeise ist der **Blattstock**.

Er heißt auch **Stefansstock**, denn für den Stefanstag (26. Dezember) kocht man etwas besser. Da kommt ja immer Besuch ins Bergbauernhaus. Den Blattstock macht man von der einen oder anderen Art Blattlan. In a Schüssl müiß man Zuckerwasser richten und jedes fertige Blattl tuit man

darin inwachen, damit sie alle naß san. Das nasse Blattl in a Blattlschüssl legen, Mogn draufsa'n und schmälzn. So gibt ma a Blattl auf das andere. Bal' man den großen Stock hat, no 'mal fescht schmälzn. Das Schmalz rinnt ab und wird in der Kälte starr. Da hängen dann ganze „Eiszapflan“ am Blattstock. Den ganzen Stock schneidet man dann im Kreuz in der Mitte voneinander und dann wieder im Kreuz. Na' ischt er fertig und jedes nimmt si a Schnittl vom Blattstock beim Essen. Den Kindern hat man früher söllene Schnittlan auch fürs Neujahrwünschen gegeben.

Gibachenes Muis.

Einen Teig wie zu „Nöcklan,“ nur a weng läuterer (flüssiger, weicher) unmach'n, mit an Are (Ei) drin. Der Tag muß so sein, daß er sich leicht giäßn la't. Na gibt man eppes davon ins haße Schmalz eini, an der an' Seitn la't mans roat herbachn und stürzt's umi. Schön roat herbachen, na' ischt es fertig. Man tuit so fort, bis der Teig gar ist.

Wenn a Kuih 's Kalbl hat, ist die erste Milch, die hergeht, der Bienst. Das ist eine dicke, bittere Milch, die nimmt man zum Kochen. Man macht daraus

's Pfanmuis oder Ofenmuis.

Man nimmt dazu Türkamehl und Wazamehl miteinander und macht in a Schüssel an Tag, nit gar a so fescht, nit gar a so wach, daß er leicht in die Pfanne rinnt. A bißl Simonpulver (Zimt) tut man dazu und a bißl Backpulver oder Natronpulver. Die Pfanne tuit man mit Fettn schmierbn und a bißl Türkamehl umasan. Na' gibt man des in die Pfanne drin und geschwind na' in Ofen. Die Gluit tuit man auseinanderrührn und glei auf die Gluit stellt man die Pfanne. Mitten in die Gluit inna. Das Ofenmuis kann man in der schwarzen Kuchel aufm offenen Herd machen. In der Bratröhre geht es a zu braten.

Bal' es fertig ischt, au'schneidn und gewöhnlich glei warmder (warm) essen, weil es da noch leichter zu vertragen ist wia kalter. Da werd es gar recht starre.

Man kann's schon besser machen, a weng gelimpfiger (gelinder) richten: weniger Türkamehl, mehr Wazamehl, dann werd's besser. Bei uns ißt man immer a Milch dazui.

Denftnockn (Gedämpfte Nocken). Den Teig aus Mehl, Milch und Schmalz. In Milch und Schmalz gemischt inkochen und dünsten lassen.

Anis hat man da in Villgraten bestimmt amal gern überall drin. Auch Mogn (Mohn) ist beliebt. Wenn man hat, gibt man „steckdick Mogn“ auf das Gebache, z. B. auf Blattlan oder Nigelen oder Krapflan.

Festtagsessen.

Festtäglich ist das Schlachten, denn es kommt Fleisch ins Haus des Bergbauern. Auch festliche Mehlspeisen gibt es, bei denen

die Bäuerinnen oder die Kuchile ihre ganze Kochkunst zeigen können. Hierher gehört der schon beschriebene „Blattstock“. Noch feiner sind die

Strauben, auch Leierstrauben genannt.

Da nimmt man Mehl, Milch und Are (Eier). Auf an halben Kilo Mehl a drei Are. Aber sell kriegt man schon viel Strauben von an halben Kilo Mehl! A weng Simonpulver, grieben Zucker. 'n Tag fescht schlagen, bis er schön rinnt. Er darf nia abreißen, bal' man ihn in die Straubeneire gibt. Die Leire (ein Trichter) hebt man unten zui, bal' man 'n Tag einigoißt. Dann fährt man mit der Leire überm haßn Schwälze so rundum, daß a rundes Kranzele mit lauter Ringlan werd. Das ischt schnell gelb, man tuits umkehren und außerhebn. A größere Pfanne darf man nia nehmen, lei ane für a Straubn. Alle Bittfüruns ischt ane fertig. Wann die Riadelen blattat werd'n, na' ischt der Tag zu lauter (zu flüssig).

Küachlan.

„An Nigelentag, das ischt a Germtag, Are (Eier) eini, net haki (heikel), wie viel. Mit an Löffel gibt man sie in die Pfanne ins Schmalz. Bald sie roat sind, kehren (umdrehen)“.

Broatküachlan.

Wazanes Broat, Schnittlan schneiden, a jeds Schnittle in an Tag inwachn und herbachn. Der Teig muß dazu flüssig sein.

Aepfelküachlan.

Von Aepfeln dünne Schnittlan machen, in a Tag inwach'n und bachn. Das ischt eppes Guits!

Aepfel sind im Villgrater Tal etwas Seltenes. Sie wachsen nicht im Tal. Man kann sie nur um teures Geld draußen im Land (im Drautal) kaufen. Deshalb sind sie ein Leckerbissen für Alt und besonders für Jung. Was damit gekocht wird, ist eine feine Speise, z. B. auch der Aepfelschmarrn. Der ist gleich wie der Schmarrn, aber man gibt Apfelschnitten darunter, recht dünn muß man sie aufschnitteln, Zucker darüber.

Spieße einheben.

Wenn die Kinder erfahren haben, daß man in einem Hause ein besseres Gebache (Gebäck) macht, sind sie gegangen „Spieße einheben“. Sie sind aufs Dach des betreffenden Hauses gestiegen und haben durch den Kemat (Kamin) einen Sechter oder eine Kandl (Kübel oder Kanne), in a Sal (Seil) gebunden und a Glocken daran, herunterlassen. Oben haben sie recht geschüttelt, da hat es unten in der Kuchl geläutet. Die Bäuerin hat schon gewißt, was das bedeutet, und das Geschirr vollgetun. Oben auf dem Dach hat man es geteilt. Oft sind die Nigelen und die Hasenöhrlan, alles voll Ruß gewesen, dann hat man sie einfach abgeschüttelt oder ageklockt (abgeklopft), ehvor man sie getalt hat.

Burgl, die Kuchile beim Bodnerbauern, hat einmal auf der Bank neben dem Herd in der Mittagszeit geschlafen. Auf einmal kommt durch den Kemat ein Sechter herunter, der ganze Ruiß nach und auf sie darauf. Die Burgl hat dir nit zu wenig wilde getun, kannst dir denken! Damals war es für die Kinder nichts mit dem Spieße einheben!

Jetzt gibt es nicht mehr viele Küchen mit dem offenen Herd. Da gehen die Kinder einfach „ans Kuchelfenschter kloockn“. Die Bäuerin weiß schon, was sie meinen.

Hochzeitsnigelen.

„Nigelen“! Hört der Bergbauer dieses Wort, dann denkt er an Festfreuden, an Tanz und Hochzeit.

„Da nimmt man a waza Mehl und macht an Germtag. 's Mehl lat man amal warm stehen. Germ inwahn, Zucker drin. Wenn's erschte Hafele gangen ischt, macht man a Grüabl im Mehl, laart das ins Grüabl eini, a bissel Mehl, so mitn Finger unterrüahrn, a ganz a feins Tagl. Na' lat mans wieder giahn. Bal' das na' gangen ischt, die zweite Gäre, na fangt man an kneten. Dazu nimmt man Milchwasser, lei warm. Anis kimmt amal immer eini, a bissele Schnaps dazui und dann knetet man sie recht fescht mit der Hand in a Nigelemittl. Das ischt a hilzens (hölzernes) Trögele. Fescht kneten, bis der Tag Blasen macht und frei lauter (recht weich kneten), daß der Tag so aufn ziacht. Na' lat man den Tag wieder giahn, bal's so gekneten ischt. Na nimmt man a hilzens Schäufole und tuit 'n Tag außer aufs Nudelbrett. Das muß man mehlbigen. Na' macht man aus den Schäufole voll Tag so lange Nudelen, aber als recht schnell, sischt hangt alls un. Na nimmt man a Messer und schneidet so klane Dalklan weg, de kemm na auf an Flecke (Brett), a Tuiche (Tuch) darauf. Das Tuiche muß man mehlbigen. Da la't man in a warme Stube stehen, daß sie a bissel vollkommen au'gangen (aufgehen). Bal' man die Dalklan schneidet, muß man sie auf das andere Eck legen, daß das Mehlbige rund um kommt, na' gehen sie guit au'.

Dann gibt mans ins haße Schmalz in oder in die Fettn (Speisefett). 's Fett soll haß sein, soll a blowes Rachele (blauer Rauch) aufgiahn. Bald man den Spieß a weng unnetzt und ins Schmalz intuit, na muß es recht tschießn (zischen). Mit dem Nigelenspieß tut man die Nigelen beim Bachn a weng stupf'n daß sie nit hupfn, netta a so wie die Blattlan. Na tuit man sie an der an' Seitrn schön gelb herbachn, na auf der andern. Na tuit man sie mit der Dirchkelle außer, daß 's Schmalz recht a'troift.

Na gibt man sie wieder a bissel auf die Flecke, bis sie kuihl san, sischt geben sie söllene Dalkn und kane schianen Nigelen. Wenn man sie unmach'n will, sell ischt nacha wieder 's Gleiche wie die Blattlan: Zuckerwasser inwahn, Mogn drau', schmälzn. Da tuit man a Läge in die Blattl-schüssl und unmachn und wieder a Läge Nigelen drüber. Lieber tuit man

sie in die Blattschüssl und Zucker drau' reibn, bis sie weiß san. Unmachn tuit man die Nigelen seltener, sischt (sonst) werden sie so wach (weich). Und den Leuten san sie lieber trocken.

Für die Hochzeit macht man auch öfter die Dalken gräßer, bal' man sie von dem Nudel schneidet. Auf jeder Seiten in der Länge macht man in die Nigelen zuvor mitn Messer a größeres Schlitzlan, daß es nit hupft.“

Manche Bäuerin hat früher bei einer Hochzeit ihre besondere Kochkunst gezeigt. Sie machte aus dem Nigelenteig oder Blattteig „Roselan“ und „Bänderpacktlan“. Zu den Roselan (Rosen) schnitt sie aus dem ausgetriebenen Teig mit dem „Radla“ lange Streifen, die sie rosenförmig zusammendrehte und schnell im heißen Schmalz „herbachn“ ließ. Für die Bänderpacktlan machte sie in ein größeres Teigblatt mit dem Radla nebeneinander längliche Einschnitte, rollte das Ganze der Länge nach leicht ein, oben und unten einen „Drahna“, dann schnell aus dem heißen Schmalz backen. Dabei gehen die Streifen bänderförmig auseinander, beim „Drahna“ oben und unten scheinen sie geknüpft.

Den Ausdruck „backen“ für Mehlspeisen kennt die Villgraterin nur für das Sieden im heißen Schmalz. Für alles, was im Rohr fertig gekocht wird, sagt sie „bratn“, ob es nun Fleisch oder Mehlspeise ist.

Die brata Nigelen sind unsechner (ansehnlicher) wie die Blattlan.

„Das ischt a Germtag wie a Guglhupftag, nit feschter. Und drin ischt a das Gleiche. Von dem Tag tuit man groaße Blattlan triebln und dann mit an blechern Scheiblan ausstechn. Na' die Blattlan auf Flecke (Bretter) gebn und giahn lassn. Und im Rohr bratn. Bald sie fertg sind, gleich unzumachn wie die Nigelen. Bal' ich sie vom Röhrlen tui, streich ich sie mit Zuckerwasser un, na' werden sie schian roat.“

Ist die Bäuerin sehr geschickt, dann macht sie zu den „Heiligen Zeiten“ oder bei einem Fest sogar „an Torte“.

Aus ganz gewöhnlichen Germt Teig macht man „Kranzelen“ und schenkt sie Kindern, die zu Besuch kommen. Solche Kranzelen werden auch zur Hochzeit gebacken. Jedem Gast legt man eines neben seinen Teller.

Zelten (Früchtenbrot, Kletzenbrot) ist in anderen Alpen-gegenden eine überaus beliebte Festtagsspeise. Aber im Villgratentale gedeiht kein Obst. Deshalb kauft man nur manchmal einen Zelten beim Bäckerstand draußen in Sillian an einem Markttag. Ein solcher Zelten ist gewöhnlicher Brotteig und Früchte darunter: Feigen, Weinbeeren, Zweben (Zibeben), Nussen (Nüsse).

Manche Bäuerin hat jetzt schon kochen gelernt. In Lienz besteht seit ungefähr zehn Jahren eine landwirtschaftliche Schule. Da machen sie auch einmal einen Guglhupf = ein Brot aus Weißmehl in einer Pfanne.

Schlachtigen.

Ein Schwein und zwei Schafe schlachtet gewöhnlich der Bergbauer als „Jahrfleisch“. Schafe und Gaßvieche (Ziegen) um Allerheiligen, zu Kirchweih, und die Fahn (Schweine) zu Weihnachten und auf Lichtmessen (Lichtmeß, 2. Februar). Auf die „heiligen Zeiten“ will man gern grians Fleisch und grianen Speck haben (grünes = frisches Fleisch und frischen Speck). Um Ostern ist ein Schlachtigen selten, da stechen nur mehr einige ab, die Reicheren. Mitten im Sommer ein Schwein abstechen, das kann sich nur der Pfarrer leisten. Kälber schlachtet der Bergbauer überhaupt nicht. Nur wenn er muß, weil eines der Tiere krank ist. Auch eine Kuh zu schlachten, unternimmt er nur selten. Vielleicht eine ältere, die er nicht mehr gut verkaufen kann. Oder die Schweine sind ihm mißraten.

Zum Schlachtigen kommt der Metzger. Bei einem größeren Stucke, so bei einem größeren Fahn, gehen zwei miteinander, weil einer allein es nimmer dermacht. Nach 1—2 Tagen kommt der Metzger wieder „aushacken“. Er macht „Seiten“ vom Speck und „Henkilan“ von „die Grippen“ (Körper). Die beiden Metzger sind auch die Bader oder Pfuscher, wie sie es nennen, für die Ortsbewohner. Einer von ihnen ist Fleischbeschauer, Meßner und Totengräber außerdem noch. Die „Henkilan“¹⁾ werden eingesalzen und 10—14 Tage „a'gesurt“. Dabei wird auf das eingesalzene Fleisch ein wenig Wasser gegossen. Jeden Tag 2—3 mal wird es abgelassen, aber immer wieder dasselbe aufgegossen. Dann wird das Fleisch geselcht. Solange es in der Sur liegt, gibt es ein Geköche von frischem Fleisch bei den Bergbauern. Sonst das ganze Jahr nicht.

Den grianen Speck schneidet man in ungefähr handgroße Stücke und siedet ihn in Salzwasser wie Suppenfleisch. Dann gibt man ihn in eine Schüssel und trägt ihn auf den Tisch. Viele haben ihn recht gern, andere „vermögen“ ihn nicht. Er ist „recht a wiaches (fettes, sättigendes) Essen. Man derpackt ihn nit so guat, zelm ischt man gleich volla (satt)“. Das griane Fleisch gibt ein feines Bratl mit recht viel Brüak (Saft). Dazu ißt man Brot.

¹⁾ Fleischstücke, zum Aufhängen an den Selchstangen gerichtet.

Die „Greipn“ (Grieben) gibt man in die Knödel statt Knödelfleisch. Vom „Nierstall“ oder „Netz“ (in das die Niere eingebettet ist) das „Häutl“ nimmt gleich die Bäuerin weg. Das wickelt sie um den „Schmer“: Um ein Holzgerüst legt die Bäuerin dicht übereinander Stücke von rohem Schweinsfett zu einem Klumpen. Mit dem Netz umwickelt sie ihn. Das Ganze hängt sie zum Selchen. Diesen „Schmer“ braucht sie oft als Heilmittel, wenn beim Vieche etwas fehlt. Unterm Jahr hängt er im Firststadel oder in der Kornkammer. Heimlich fressen die Mäuse daran; bald die Bäuerin nachschaut, mängtelt (fehlt) jedesmal eppes.

„Au' geblaste Darne“ hebt man auf zum Würstemachen unter dem Jahr. Manchmal muß, Gott mög's verhüten, ein Stück Vieh notgeschlachtet werden. Aus dem Fleisch macht man vor allem Würste. Da braucht man dann mehr Darne. Zu kaufen sind sie für den Bergbauern sehr teuer. Aus der „Faknblater“ nähén die Gitschen (Mädchen) einen „Tiwaksack“ (Tabakbeutel). Das ist eine beliebte Minnegabe. Bald „er“ Pfeife „racht“, kriegt er zum Namens-tag eine Pfeife und einen selbstgemachten Tiwaksack dazu. Den näht die Gitsche innen mit einem hochroten Futter aus und besetzt ihn am Rande mit einem hellgrünen Band. Das gibt mit der gelblich-weißen Faknblater zusammen recht lustige Farben. Für gewöhnlich nimmt beim Schlachtigen der Metzger die Faknblater für sich selber mit.

Gleich nach dem Schlachten gibt es auch einmal oder zweimal **Ingemachtes** (Eingemachtes).

„Dazui mag man alls Ingeräusche (Eingeweide) nehmen, 's Paunzele (Wanst), die Darm. Alls Bröcklan schneiden. Geschnittenen Zwielf (Zwiebel) braun werden lassen, die Bröcklan feschtröschn. Bal' sie geröschn san, zerdruckten Knofla, Neugewürz dazui, Salz umasa'n und alls so a bißl braun herbachn lassn. Dann aufgiaßn mit kaltem Wasser. Geschwinde, bal' mans kalte aufgossen hat, kocht man 's Bräuner (die Einbrenn) ein. Bal' mans haß tät werdn lassn, werdn alls Knöllele. So lat mans soidn, bis alls linde (weich) ischt und guit. Wenn man a Lorbeerblattl oder so eppes drin kriagt, sell schmeckt halt guit“.

An den Festtagen, wenn frisch geschlachtet wurde, macht man bei den Bergbauern auch „Würschtlan“. Dann kocht die Bäuerin die bei jung und alt beliebte

„Würschtlsuppe“ oder Grieben Tag-Suppe.

„Da tuit man a Fleisch soidn, a bissel a guites, a bandriges, (beiniges), Rindfleisch, Faknfleisch, nit hakl. Wie mans hat. Dann macht man mit an Gackelen (Ei) auf einem Brette Pfriegelen a, recht truckn

(trocken), daß grad die Ballelen, Knöllelen bleiben, so truckn den Tag. Den tuit man 'n nächschte Tag in der Früah reiben, na' in die Suppe inkochn. 's Fleisch außernehm. Das sell ghört fürs Zettelkraut. In die Suppen gibt man na' die Würschtlan eini, die man selber gemacht hat. A bißl stupfn die Würschtla. Na' ischt's fertig“.

Zettelkraut, das ist das Kraut aus dem Kawes (Kraut- oder Kohlköpfe). Davon wächst bei den Bergbauern nicht gar viel, nur ein Beet voll im Hausgarten. Es wird im Herbescht (Herbst) geschnitten und mit Salz eingelegt. Im Winter wird es im Kelder (Keller) in der Bottiche aufbewahrt. Aus den Ruibn (Rüben) macht man das weiße Kraut“ oder kurz „Kraut“. Man kocht es wie Gerste. Fleisch oder wenigstens ein Bein gibt man in den Hafen zu dem Rübenkraut und läßt beides mitsammen kochen. Den Tag vorher muß man das Kraut ins heiße Wasser geben, dann säuert es gut aus. „Na' außerball; 'n nächschte Tag Schmalz oder Fett in a Pfanne und a'röaschn (abrösten). Und na' kimmt's Fleisch und der Speck drau', das man in der grieben Tag-Suppen soidn hat lassn. Da in Villgraten tuit man das nur zu alle heiligen Zeiten kochen“, erklärt die Bäuerin noch. Sie hat recht, wenn sie die armen Bergbauern meint. Für ganz wenige Menschen gibt es freilich auch hier Ausnahmen.

Dem Veschtele (Silvester), der zweiter Knecht zu Oberbreitenbach ist, schmeckt das Zettelkraut mit Speck am Neujahrstag so gut, daß er recht lange daran kaut. Michele, der Knecht, schaut ihm eine Weile bei seinem langsamen Essen zu, dann sagt er verächtlich: „Du frißt wia a alte Kuih, die kane Zähnd mehr hat“.

Die Tage unmittelbar nach dem Schlachtigen, solange das Fleisch noch in der Sur liegt vor dem Selchen, kommt auch die **Saure Suppe** öfter auf den Tisch.

Ein bißl Fleisch klein aufschneiden, „a bißl herbraten in a Pfannndl, a bißl Soß darauf machen. Dann macht man a Bräuner. Bal' das Fleisch recht lind hergebacht und hergesotten ischt, goißt man mit kaltem Wasser auf und kocht die Bräuner. Dann verrührt mans in a Schissl, Essig tuit man in und den Essig gibt man dazu auf den Tisch. Jeder kann sich säuern wie er will. Roggenbrot dazu“.

Die geschickte Bergbäuerin weiß auch vom „Bluite“ (Blut) beim Schlachtigen allerhand zu kochen. Zum Beispiel die

Bluitknödel.

Von grianen Fleisch, besser nur Fetten, Greipn schneiden. Bal' man schlachtet, s' Fast (= das Feiste, das Fett) schneiden, so werd's am besten. Brot oder an halben Semmel (weißer Wecken), a bißl Knofla klan schneiden,

mit dem Mehl verrühren und Bluit nehmen unzumachen. Ingekocht ins soidendige Wasser wie die rechten Knödeln. Ziemlich wach (weich) a'machn, sie werden von selber feschter. Es ischt a schwars Essen (schwer).

Bluitmuis.

Gewöhnlichen Knödeltieg „mit Bluite a'zumachn“. Dazu Backpulver und Simonpulver. Dann in a Pfann mit Fett und in den Ofen (Backofen) oder in die Bratröhre.

Aus der Leber kann man auch a guites Geköche herstellen.

Lebernöcklan.

„Knödeltag mit der Leber (die wird gewiagen oder mit der Maschine außergetrieben). Mit dem Löffel Nöcklan in die Pfanne tragn ins haße Schmalz, herbachn lassn, na' ummikehrn und a herbachn lassn. Bal' sie 's zweitemal gebachen sein, a bißl Wasser übergöißen, wenn sie auf der Schüssel liegen, daß sie nit starr werdn ganz. De san guit!“

Leberschmarrn.

'n Tag wie die Nöcklan, nur a weng läuterer unmachn. In a Pfanne Fett drin, herbachn, ummikehrn, mit an Schuber klan aufstechn, daß es wie a Pfarfl oder a Plente werd.

Leberknödel.

Recht viel Leber aufwiagn, a bißl Knobla, a bißl Pfeffer, a bißl Salz. (Bal' man noch a Salz über hat vom Suren, das nimmt man, da ischt schon Knobla, Neugewürz und Pfeffer drein). A bißl Brot, wazanes, a Gackele (Ei), a bissel Milch a'zumachn. Am beschn ischt Schlakamilch (Rührmilch). Inkochn ins soidendige Wasser wie die Knödel mit zwa Kellelen, a klaners und a größer's“.

Auch „Faschiertes“ kocht die Bäuerin nach dem Schlachten. Dazu werden Lunge und Herz fein zusammengehackt (Lungenhaschee, wienerisch „Beuschel“). „Bal' man schlachtet, ischt a guites Essen“. So wird dem Bergbauern die „heilige Zeit“ eine angenehme Zeit.

Der Bauernofen des ungarischen Alföld.

Von Privatdozent Dr. Carl Cs. Sebestyén, Szeged.

Mit zwei Abbildungen.

In der diluvialen Tiefebene der mittleren Theiß im sogenannten Ungarischen Alföld bauen die Landbewohner noch heutzutage besonders auf den weit zerstreuten Tanyas (Einzelhöfe außerhalb der Dorfflur), ihre Wohnhäuser und Nebengebäude aus gestampfter Erde. Es ist dies der natürliche Baustoff der Landschaft, da in dem waldlosen und holzarmen Gebiet das Bauen mit gebranntem Stein verhältnismäßig teuer und mit großen Transportschwierigkeiten verbunden ist. Diese Bauart ist nicht nur billig, weil der Baustoff stets an Ort und Stelle zu finden ist, sondern sie erfordert auch keine gelernten Handwerker für die Ausführung. Der Bauer baut sein Haus mit Hilfe seiner

Familienangehörigen, mit dem Hausgesinde, mit Freunden und Nachbarn, die sich gerne gegenseitige Hilfe leisten. Nur der Dachstuhl wird von gelernten Handwerkern gezimmert, Türen und Fenster vom Tischler gekauft.

Die für den Bau erforderliche Erde wird zu diesem Zweck in nächster Nähe des Hauses, meist im rückwärtigen Hausgarten aus einer Grube gewonnen, die dann später als Ablagerungs- und Kehrichtgrube verwendet wird. Die meist lehmige Erde wird mit Wasser erweicht und zu einem dicken Brei gemacht, der mit Spreu oder auch mit allerlei pflanzlichen Ueberresten aus Garten und Feld vermengt und mit den Füßen gut durchgeknetet wird. Diese Masse wird dann zwischen Brettern reihenweise zur Mauer festgestampft. Die Wände werden schichtenweise höher und höher geführt, ganz so wie man es beim modernen Betonbau macht. Türen werden ausgespart, Fenster meist nachträglich aus den Wänden geschnitten. Früher waren diese verhältnismäßig kleinen Häuser mit Schilfrohr, später mit Stroh gedeckt, heute werden schon allgemein Ziegel als Deckmaterial verwendet.

Der Grundriß der Häuser ist einfach und mit wenigen Ausnahmen auf eine allgemeine Grundform zurückzuführen. Das einstöckige und einreihige Haus hat drei Räume. Die Eingangstür führt in den mittleren Raum, dessen vorderer Teil pitvar (Flur) heißt, der rückwärtige Teil ist die Küche (konyha). (Abb. 1.). Aus dem Flur öffnet sich rechts und links je eine Tür in die anschließend liegenden beiden Stuben. Erst seit neuerer Zeit heißen diese Räume szoba, d. i. Stube, früher nannte man sie allgemein ház, d. i. Haus. Die beiden Stuben sind nicht gleich groß, meist ist die eine etwas größer als die andere und dient deshalb zum eigentlichen Wohnraum. Auch ist in diesem Fall die zweite oft nur eine Kammer. Sind aber beide bewohnt, so heißt die größere nagy ház, die große Stube, oder tiszta ház, die gute Stube. Die Küche hat noch den sogenannten offenen Rauchfang, dessen trichterförmiger unterer Teil sich aber nur über den Küchenraum und nicht über den Flurraum ausdehnt. Er liegt auf den drei angrenzenden Mauerteilen und auf dem in der Mitte durchlaufenden Durchzugsbalken auf. Jetzt wird dieser Rauchfang aus lufttrockenen Ziegeln gebaut, früher war es aber allgemein üblich diese aus Rutengeflecht herzustellen, welches mit Lehm bestrichen war. In alten Häusern findet man ihn auch heute noch in dieser Gestalt.

In der Stube fällt vor allem der eigentümlich geformte verhältnismäßig große Ofen auf. (Abb. 2.) Auf einem kniehohen beiläufig 2×2 m im Geviert großen Unterbau erhebt sich fast bis zur Decke der Stube der Körper des Ofens, der im Grundriß immer kreisrund ist, im Aufbau aber kuppelförmig, meist in der Gestalt eines schön geformten Heuschobers, manchmal in der eines stumpfen Kegels. Gegen die Küche ist er fest an die Wand angerückt, weil er von der Küche aus geheizt wird. Ringsum läuft der Unterbau als Sitzbank herum, die manchmal in der Ecke noch einen besonderen erhöhten Sitz hat. Die Nische zwischen Ofen und Rückwand ist ein beliebter Schlaf- und Spielplatz der kleineren Kinder.

Von der Aehnlichkeit der Form mag die Bezeichnung des Ofens als boglyakemence, d. i. Schober-Ofen herrühren. Weit verbreiteter aber ist die Benennung banyakemence. Banya heißt im Ungarischen altes Weib, alte Vettel, und so meinte man, daß dieser Name auf der äußeren Aehnlichkeit des Ofens mit einem dicken alten Weib beruhe. Einer anderen Meinung nach

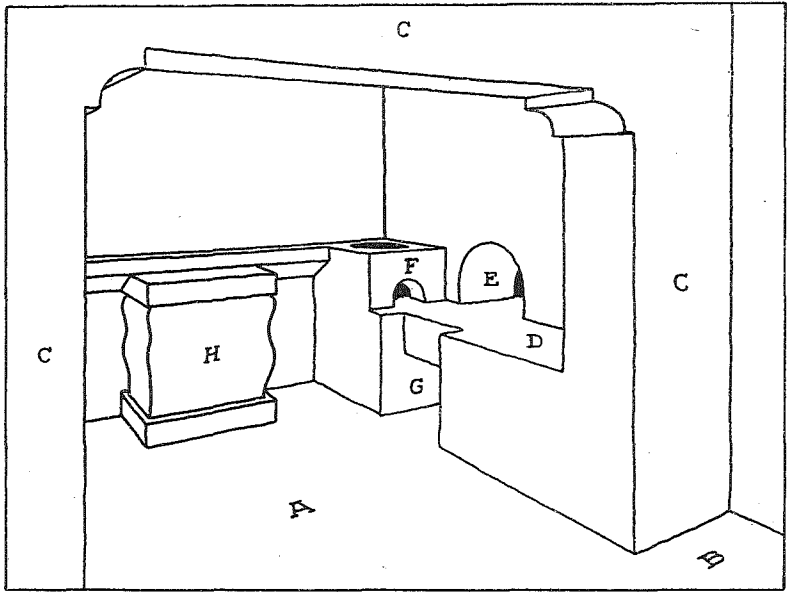


Abb. 1. Die Küche im alten Szegeder Bauernhaus.

- | | | | |
|---|---------------------------------------|---|--------------------------------|
| A | Küche | E | Ofenloch |
| B | Flur | F | Kesselhaus |
| C | Trennungswand zwischen beiden | G | Aschenloch |
| D | Feuer-(Koch-)Stelle auf der Mauerbank | H | Rudiment eines früheren Herdes |

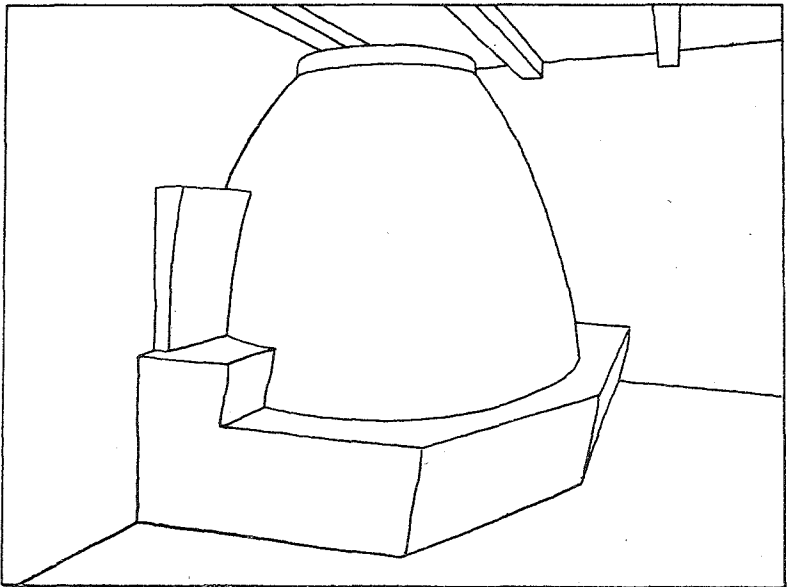


Abb. 2. Der große Ofen in den ungarischen Bauernhäusern.

stamme diese Bezeichnung von *bánya-kemence*, was so viel wie Badeofen bedeuten soll. (Heute gibt es keinen Badeofen im Bauernhaus, ob es früher einen gegeben hat ist nicht nachweisbar). Zu bemerken ist, daß das Wort nirgends mit *á*, sondern immer mit *a*, also nicht *bánya-*, sondern *banya-kemence* ausgesprochen wird.

Eine andere Deutung des Wortes wäre, wie ich dies einmal schon ausgeführt habe (Magyar Nyelv, 1924, 34.) ebenfalls denkbar. Wir haben nämlich Belege dafür, daß diese aus Erde gebauten Ofen vormals mit kleinen Tongefäßen, Töpfen vollgesteckt waren. Vielleicht waren sie einstmals ganz aus solchen Gefäßen aufgebaut. Eine Waren-Limitation der Stadt Szeged aus der Mitte des 18. Jahrhunderts zeigt, daß sich die städtischen Töpfer damals fast ausschließlich mit der Verfertigung solcher Ofentöpfe befaßten. Der Preis für das Stück der Töpfe war mit einem halben Kreuzer festgesetzt. Heute kennt man weder hier noch im ganzen Verbreitungsgebiet des beschriebenen Ofens solche mit Töpfen vollgesteckte Ofen. Nur jenseits der Donau, im alten Pannonien gibt es einzelne Ortschaften, wo man solche Ofen findet. In unseren Museen aber findet man allerlei Formen von alten Ofentöpfen, die bei Ausgrabungen aus der Erde gehoben wurden.

Ich glaube also den Namen *bánya-kemence* auch von sl. *banja* Gefäß, Topf herleiten zu dürfen. Leider gibt es keine einzige Stelle im alten ungarischen Schrifttum, die bezeugen würde, daß man den Topf oder ein irdenes Gefäß im ungarischen *bánya* oder *banya* genannt hätte. So bleibt also diese Frage einstweilen ungelöst.

Eigentümlich und merkwürdig ist die Bauart dieser Ofen. Das Haus baut der Bauer selbst, aber den Ofen nicht, denn dies erfordert doch mehr Geschicklichkeit. Es sind jedoch keine eigentlichen Handwerker, die sich mit dieser Arbeit befassen, sondern einzelne Bauern, manchmal auch Zigeuner, die sich genügende Erfahrung und Uebung im Ofenbau erworben haben, und die für einen vereinbarten Preis den Ofen mit Hilfe des Hausgesindes aufbauen.

Der Unterbau wird an den Rändern aus lufttrockenen Ziegeln, neuerdings aus Backstein gebaut, die Mitte wird mit trockener Erde ausgefüllt und festgestampft. Dann wird der Grundriß des Ofens auf die glatte Fläche aufgezeichnet. Der Kreis hat einen Durchmesser von 1.20 bis 1.50 m. Innerhalb des Kreises wird der Boden mit besonderer Sorgfalt hergerichtet. Es wird meistens zuerst eine Lage aus Dachziegelstücken in Lehm gelegt, darüber dann eine fingerdicke Schicht aus feinem Lehm gestrichen, der mit Spreu vermischt worden war.

Der Körper des Ofens wird folgenderweise verfertigt. An der Peripherie des Grundriß-Kreises werden an vier gegenüber liegenden Punkten je ein Stück, zwei-drei Finger dicke Pflöcke oder Latten von 1 m Höhe ein wenig in den Untergrund senkrecht stehend eingetrieben. Auf das obere Ende der Latten wird ein wagrecht liegender Reifen aus Holz oder aus Bandeisen gebunden oder gesteckt. (Wenn ein eiserner Reif verwendet wird, so ist dieser nicht vernietet, sondern offen). Dann werden fingerdicke, lange Weidenruten oder Schilfrohr in geringem Abstand voneinander rings um den Reifen längs des Kreises in die weiche Lehmmasse des Ofenbodens hineingesteckt, in der Höhe des Reifens mit Bindfaden festgebunden; die oberen Enden werden gegen die Mittelachse des Ofenkörpers zusammengedrückt, um an einem

zweiten kleineren Reifen von 60—90 cm Durchmesser festgebunden zu werden. Dieser obere Reif bildet dann die Decke des Ofens, er wird mit alten Eisenstücken, Stangen oder dergleichen diametral verstärkt und mit Ruten oder Rohr verflochten. Das ganze Gerippe sieht einem umgestülpten Korb oder einem hierzulande gebräuchlichen, aus Ruten geflochtenen Kückenbehälter auffallend ähnlich. Neuerdings wird das Gerippe auch aus dünnen Latten hergestellt, in welchem Falle der Ofen eine Kegelgestalt hat.

Einstweilen wird im Hof die Mauermaße des Ofens zubereitet. Dazu wird die sogenannte gelbe Erde, ein tonhältiger Löß, verwendet, welcher mit kleingeschnittener Spreu gut vermengt und durchgeknetet wird. Aus dieser zähen Masse werden beiläufig 40 cm lange und in der Mitte 6—8 cm dicke, an beide Enden spitze Walzen geformt, die der Formähnlichkeit wegen auch *csuka*, d. i. Hecht, genannt werden. Aus solchen fischförmigen Lehmstücken wird dann die Wand des Ofens aufgebaut, indem man die Lehmstücke neben- und übereinander fest an das Rutengerüst anpreßt, miteinander verknetet und zu einer gleichmäßigen, beiläufig 5—7 cm dicken Wand verarbeitet. Auch die kreisrunde Decke des Ofens wird auf diese Weise verfertigt. Schließlich wird noch der Ofenhals als Verbindung mit dem in der Küchenwand befindlichen Heizloch hergestellt, auch an der Seite und im Winkel der Wände kleinere Stufen oder Bänke aus Erde und Lehm angebracht.

Wenn der Bau so weit fertig ist, wird er vorerst bei schwachem Feuer vorsichtig ausgetrocknet, damit sich das überflüssige Wasser aus der Mauermaße verdampfe. Dann wird der Ofen langsam besser und stärker geheizt, bis die Wand nicht nur getrocknet, sondern besonders in seinen unteren Teilen, völlig ausgebrannt ist. Hierbei verbrennen die dünnen Weidenruten oder das Schilfrohr und die vier Pflöcke, mit einem Wort das ganze tragende Holzgerüst, so daß der eiserne Reifen zu Boden fällt und nachher vorsichtig aus dem Ofen gezogen wird um beim nächsten Ofenbau wieder verwendet zu werden. Nachdem der Ofen ausgekühlt ist, schlüpft ein Mann hinein um die rauhe und ungleichmäßige Innenwand mit derselben spreuvermengten Lehmmaße zu verschmieren und zu glätten. Nach einigen Tagen wird dann wieder Feuer gemacht, und der Ofen ganz getrocknet und ausgebrannt. Das Ausbrennen erfordert einige Geschicklichkeit und Erfahrung, von dem die Güte des Ofens abhängt. Die Außenseite des Ofens wird mit Kalk getüncht, ganz so wie die Stubenwände. Zeitweise muß der Ofen innen ausgebessert, die verbrannten oder heruntergefallenen Wandstücke ersetzt werden. Wird der Ofen gut gepflegt so hält er auch 20—30 Jahre an. Ist die Wand nicht stark genug und ungleichmäßig ausgebrannt, so kann es vorkommen, daß sie unvorsichtigerweise durchstoßen wird. In diesem Falle ist es schwer den Schaden zu beheben. Das Loch läßt sich nämlich schwer ausbessern, so daß es geraten ist, den Ofen neu aufzubauen.

Wie aus Vorhergehendem ersichtlich, ist ein solcher Ofen eigentlich ein einziger großer Topf aus gebrannter Erde oder Lehm. Die Form ergibt sich aus der Bauweise und aus dem dazu verwendeten Material, die Größe aber bestimmt das zum Heizen gebrauchte Heizmaterial. Die Ofen werden nämlich hauptsächlich mit Stroh, außerdem mit anderen Abfällen der Landwirtschaft (Zweige, Reben, Stengel, seltener mit getrocknetem Mist) geheizt. Es ist dies der Heizstoff, der dem Bauern nichts kostet und immer in der Nähe zu haben

ist. Früher, als der Kornbau noch nicht so ausgedehnt und das Stroh verhältnismäßig teuer war, wurde zum Heizen Schilf und Rohr benützt, welches in den damals noch vorhandenen Sümpfen reichlich zu finden war. Schon wegen dieses außergewöhnlich umfangreichen Heizmaterials kann die Heizöffnung des Ofens nicht in der Stube sein und auch deshalb nicht, weil der Ofen keine eigene Rauchableitung hat. Der Rauch entweicht durch das Heizloch in den Küchenraum, von wo er durch den offenen Rauchfang der Küche zieht. Das Heizloch ist halbkreisförmig, 40—45 cm breit und 30 cm hoch und wird durch einen wegstellbaren Deckel, ung. *elöte* oder *tévö* genannt, verschlossen. Dieser Deckel besteht aus Rutengeflecht, das beiderseitig mit Lehm verschmiert, getrocknet und geweißt ist. Das Heizloch mündet, wie schon oben gesagt, in die Küche auf eine niedere Mauerbank, die zugleich als Herd zum Kochen dient. Gekocht wird immer auf dieser Bank vor dem Heizloch, oder seitwärts davon, den Fall ausgenommen daß man schon einen modernen Sparherd in der Küche aufgestellt hat. Aber selbst in diesem Falle gibt es einige Speisen, die immer nur drinnen im heißen Ofen gekocht werden. Dies ist altübernommene Sitte. Auch gebacken wird im Ofen, und zwar hauptsächlich das Brot, wozu dieser Ofen besonders gut geeignet ist. Es gibt Gegenden, wo selbst im Sommer wöchentlich einmal eingeheizt wird, um das Brot für die kommende Woche zu backen. In anderen Gegenden hingegen, hat man im Hof stehende, ähnlich geformte aber kleinere Backöfen für diesen Zweck. Es ist zu bemerken, daß, wenn der Bauer einen neuen Ofen bauen läßt, die Größe desselben nicht nach Metermaß, sondern nach Broten bestimmt wird: drei, sechs oder acht Brote sollen darinnen Platz haben.

Zum Kochen, das heißt zum Hineinstellen und Herausziehen der Töpfe aus dem Ofen, verwendet man entweder eine zweizackige Eisengabel mit langem Holzstiel, oder eine ähnliche Gabel mit zwei kleinen Rädern, *kantaszegér*, *Kannenwagen* genannt.

Geheizt wird in diesen Oefen fast ganz so wie in den städtischen Bäckeröfen, nur einmal des Tages, frühmorgens, beiläufig zwei Stunden lang ununterbrochen. Das Stroh wird bündelweise hineingesteckt und angezündet und dies wird so lange wiederholt, bis der Boden und die Seitenwand des Ofens ringsherum gleichmäßig durchwärmt sind. Aber auch zum Heizen gehört eine gewisse Geschicklichkeit, die gelernt sein will. Es ist dies meist die Arbeit einer älteren Frau im Hause. Ist der Ofen richtig geheizt, so hält die Wärme dieses einmaligen Einheizens den ganzen Tag und die Nacht über an. Nur wenn Brot gebacken wird, heizt man eventuell auch ein zweites Mal ein. Diese gute Eigenschaft verdankt der Ofen seiner eigentümlichen Bauart und dem verwendeten Baustoff. Das sonderbare ist eben, daß der Ofen täglich nur kurze Zeit geheizt wird, dann den ganzen Tag über ohne Feuer steht und doch ausgezeichnet wärmt, weil er eigentlich bloß ein sehr gut anhaltender Wärmespeicher ist. Dieser Vorteil erklärt die große Beliebtheit und die weite Verbreitung dieser Oefen. Nachteilig ist nur die außergewöhnliche Größe des Ofens, da er damit einen viel zu großen Platz in der Stube einnimmt.

Endlich sei noch erwähnt, daß natürlich einige volkstümliche Bräuche Bräuche und auch etwas Aberglauben an dem Ofen haften, so gut, wie auch an anderen Teilen des Hauses.

Zum Huhnopfer.

Von Leopold Schmidt, Wien.

Es ist sehr selten, daß die einzelnen Teilgebiete der Volkskunde untereinander in Beziehung zu setzen sind. Schon vom Erzählgut zum Liedgut lassen sich nur in vereinzelt Fällen Zusammenhänge herstellen¹⁾; von der geistigen Volksüberlieferung aber zum Brauchtum und zur Sachkunde ist der Weg noch viel weiter. Dies schreibt sich vor allem daher, daß die Volksdichtung nicht reflektiert, zumindestens nicht über die nahe Wirklichkeit. Sie hat am meisten Ähnlichkeit mit der Volkskunst, soweit diese nicht nur Schmuckkunst ist. Deshalb halte ich auch den Vergleich der Hinterglasmalerei mit dem Volkslied für äußerst treffend, den Max Picard²⁾ ausgesprochen hat. Bei beiden sind die Motive sehr häufig „gesunkenes Kulturgut“ und doch wird niemand umhin können, gerade hier echtestes Volksgut zu sehen. Daß aus einem Gegenstand der Volkskunst etwa auf lebendiges Brauchtum geschlossen werden kann, ist ebenso selten wie die Möglichkeit, aus einem Volkslied auf Brauchtum zur Zeit des Gesungenwerdens des Liedes zu schließen. Ein typisches Beispiel hiefür ist das „Radltraggsang“, in dem die Kirchenbuße für gefallene Mädchen erwähnt wird, obgleich niemand mehr etwas von der Ausübung dieses Brauches weiß³⁾. Eine der wenigen Ausnahmen aus dieser Regel scheint die Behandlung der Trachten auf Motivbildern zu sein; diese genießen aber überhaupt eine Sonderstellung in der Volkskunst und dürfen etwa der Darstellung von menschlichen Figuren in der Stickerie nicht an die Seite gestellt werden, wo sich Charakteristika einzelner Trachtenstücke in Jahrhunderte erhalten können, wo diese Stücke gar nicht mehr getragen wurden. Dieser wichtige Unterschied vom historischen Zeugnis soll nun an einem kleinen Beispiel gezeigt werden, welches volksreligiöses Brauchtum im Erzähl- und Liedgut zeigt.

Johannes Pauli bringt in seiner Schwanksammlung „Schimpf und Ernst“ (1522⁴⁾) die Erzählung „Die Beurin gab Sant Martin ein Han, als ihn der Falck holet“; die Bäuerin ruft nämlich, als ein Falke eines ihrer Hühner holt, daß dieses — eben gestohlene — Huhn ein Opfer an St. Martin sein solle. Johannes Bolte, der unermüdliche Forscher, hat nun die Verbreitung dieses Schwankes festgestellt und sein erstes Vorkommen bei Geiler von Kaisersberg (1517) nachgewiesen⁵⁾. Im Verlaufe des 17. Jahrhunderts wie des 18. weist Bolte den Schwank mehrmals nach, zuletzt in dem von Nicolai herausgegebenen Vademecum für lustige Leut⁶⁾. Ich füge zu Boltes Angabe noch hinzu, daß auch in einer der jüngsten Schwanksammlungen, welche auch kaum von gelehrter Seite zusammengetragen wurde, sich gerade diese

¹⁾ Vgl. die Zusammenhänge, welche K. Spiess zwischen Ballade und Märchen in Bezug auf den Ulingerstoff feststellte (Das deutsche Volkslied, Bd. 33 (1931), Seite 117 ff.).

²⁾ Expressionistische Bauernmalerei (München 1918), Schlußwort.

³⁾ E. Jungwirth in: Das deutsche Volkslied, Bd. 11, (1909), S. 31 ff.

⁴⁾ Hg. von J. Bolte (Alte Erzähler, Bd. 2), Berlin, 1924, Nr. 320.

⁵⁾ Boltes Ausgabe von Pauli, a. a. O., Bd. II, Seite 332.

⁶⁾ 1767—82, Bd. III, c. 196. Paulis Schwank ist übrigens neu gedruckt bei H. Gumbel, Alte Bauernschwänke (Deutsche Volkheit, 1925), Seite 70.

Erzählung und zwar in der Kurzform des Witzes wiederfindet, der Mundart nach als schlesisch gekennzeichnet. „Heilig Sant Marti, das lebig Opfer gib i der, hat di Frau g'seit, wo'n ere de Habik de güppel holt“ lautet Nr. 316 der 1914 in 2. Auflage erschienenen „1000 Bauernwitze“⁷⁾. Wirklichkeitsnähe können aber wohl nur die ältesten Aufzeichnungen dieses Schwanks für sich beanspruchen. Wenn auch das Huhnopfer noch vor wenigen Jahrzehnten vorkam⁸⁾, ist es nicht anzunehmen, daß etwa Nicolai davon Kenntnis gehabt, oder auch der anonyme Herausgeber der 1000 Bauernwitze. Und wie steht es damit, wenn der Schwank im Volke erzählt wurde? Ich glaube, er wurde jedenfalls längere Zeit und an Orten erzählt, wo das Opfer durchaus nicht üblich war. Immerhin gewinnen wir vom Standpunkte der religiösen Volkskunde aus ein Zeugnis für dieses Opfer überhaupt, wie für seine volksmäßige Aufnahme.

Zum Schlusse möchte ich nur anführen, daß auch aus dem Liedgut einmal ein Beleg für dasselbe Opfer sich zu finden scheint. Bei der Unausgewertetheit unserer Liedsammlungen in stofflicher Hinsicht ist es kein Wunder, daß dieses merkwürdige Erzeugnis der Volksdichtung bisher meines Wissens unbeachtet blieb. Werle bringt nämlich in seinem „Almrausch“⁹⁾ folgenden Vierzeiler:

„Wann's du mi wilst schimpfn,
 Muasst friiaher aufsteh'n,
 Muasst an roath'n Hahn opfern,
 Und wallfahrt'n geh'n.“

Wenn mir auch kein anderer Beleg für die Opferung eines roten Hahnes bekannt ist — viel bekannter ist das Opfern eines schwarzen Huhnes —, so zweifle ich nicht, daß es sich um die Anspielung auf einen tatsächlichen Gebrauch handeln dürfte, wenn er auch durchaus zu der Zeit, da das Schnaderhüpfel gesungen wurde, durchaus nicht mehr in Schwange sein mußte.

Ein obersteirisches Nikolausspiel.

Von Leopold Schmidt, Wien.

Im Museum für Volkskunde, Wien, befindet sich eine vierseitige Handschrift, welche ein Nikolausspiel und eine anschließende Luziferpredigt enthält. K. Reiterer, der die Handschrift dem Museum überlieferte, bemerkt auf der ersten Seite: „In Lassing so gespielt. Aufgefunden in Mitterndorf a. d. S. am 5. 9. 1905 (Riepelmeier)“. Die Schrift des Spieles ist gut leserlich, wohl aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stammend.

⁷⁾ 1000 Bauernwitze. Kluge Derbheiten aus Bauernmund, München, Georg Müller.

⁸⁾ Zum Alter wie zur gesamten Frage des Huhnopfers vgl. Rudolf Kriss: Die altbayrischen Wallfahrtsbräuche im Rahmen der Religionswissenschaft, (Das Volkswerk, Bd. III).

⁹⁾ A. Werle, Almrausch. Almliaa aus Steiermark (Graz 1884), S. 239.

Die Personen des Lassinger Spieles (L) sind dieselben wie im Liezener Spiel (S¹); auch der Aufbau ist im Allgemeinen fast ganz gleich, die Predigt textlich den Spielen S und Donnersbach (H²) ungewein-ähnlich³).

Der „Jäger“ macht den Eingang mit einer Variante der bekannten Eintrittsformel auf „fest“; eigentümlicherweise ist die Gestalt des Jägers in dem Kreise der drei verwandten obersteirischen Spiele nur als einfacher Sprecher und Anführer der Spielerschar gezeigt, während sonst, besonders in den Schäferspielen, der Jäger meist der verkleidete Teufel ist⁴).

Die Frage um Spielerlaubnis an den Hausherrn ist wie in den einfachsten Umzugsspielen ganz kurz und in Prosa gehalten⁵). Ueberhaupt gehört das Spiel L in vielen Hinsichten weit mehr zu denjenigen Spielen, welche sich enge mit den Figuren- („Reif-“, „Schwert-“) tänzen berühren, als zu den mittelalterlichen aus der Liturgie abgeleiteten Spielen. Schon die Form zeigt dies deutlich. Es weisen die Eintrittsformeln darauf hin, (V. 1, 16⁶), 138, 140) ebenso wohl auch die Bezeichnung „Kamerad“ für die Mitspieler⁷). Während der Eintrittsvers des Engels an den, wohl zuerst in den Verkündigungsszenen verwendeten Vers

„Ich bin ein ausgesandter Bot“⁸)

(der sich vielleicht seinerseits wieder von der Evangelienstelle

„missus est angelus Gabriel a Deo“ [Luc. 1. 26.]

herleitet) erinnert, stammt die Formel V. 12, 13, direkt aus der Rolle der „lustigen Person“, welche in den Figurentänzen zugleich den Anführer dar-

¹) A. Schlossar, Deutsche Volkschauspiele, 1. Bd., Seite 235 ff.

²) M. Haberlandt, Ein Nikolausspiel (Zeitschr. f. öst. Vlk., 4. Bd. 1898, Seite 16 ff.).

³) Der Kreis dieser verwandten Umzugsspiele, welche die Gestalt des Hl. Nikolaus von Bari einführen, berührt sich wohl nirgends mit den mittelalterlichen Misterien, welche die Legende des Heiligen dramatisieren. Anklänge an eine solche Gestaltung findet sich vielleicht aber in dem — ungewein kunterbunt anmutenden — Breitenbacher Spiel (E. Schnell, St. Nikolaus, der hl. Kinderfreund. sein Fest und seine Gaben, Brünn, 1883, 4. Heft, Seite 11 ff.) das aber mit den hier besprochenen Spielen nur in der Predigt Verwandtschaft zeigt; auch die hier so häufig auftretende Ansprache „Hausvater und Hausmutter“ findet sich dort mehrfach.

⁴) Etwa: Vordernberger Paradeisspiel (K. Weinhold, Weihnachtsspiele und Lieder, 1875, Seite 302), Breitenbacher Nikolausspiel (Schnell, a. a. O.), Alpacher Nikolausspiel (Schnell, a. a. O., 3. Heft, Seite 83). Mitterndorfer Schäferspiel (Schlossar, a. a. O., 1. Bd., Seite 37).

⁵) Etwa: Münchenthaler Hirtenspiel (J. Lanz, „Schaffen und Schauen“ 1930, Heft 10, Seite 6.

⁶) Der Vers wirkt ebenso burlesk als gezwungen; er dürfte wohl wegen des Reimes auf „Nikolaus“ aus einem einfachen Eintrittsvers erweitert worden sein. Zu den Formeln auf „fest“ vgl. diese Zeitschrift, Bd. XXXVI, Seite 101.

⁷) A. Haberlandt, „Das Burschna“ (Schauspiele der Volksjugend, Seite 3). Auch A. Schlossar a. a. O., V. 7.

⁸) Etwa: Jauernig, Pickau (A. Peter, Volkstümliches aus öst. Schlesien, Seite 433, 439), Neudorf (J. Lanz, „D. D. Volkslied“, 1930, S. 125), Herlsdorf, Waltersdorf (D. Stratil F., „Deutsche Heimat“, 1913, Seite 155), Weindorf (R. Hartmann, „D. D. Volkslied“, 1929).

stellt⁹⁾. Die Rede des „Kaplan“ (in S „ein geistlicher Herr“) ist Prosa, deshalb nicht in die Verszählung mit einbezogen; sie stimmt fast genau mit H überein (wo sie aber bis „weich sind“ noch der Rede des Engels angehört). Der Tod tritt in L noch vor der Predigt auf, während er in S nach der Predigt den Abschluß des gesamten Spieles macht, in H aber fehlt. Er findet sich auch im Breitenbacher Spiel, dessen Jedermannszenen entsprechend; auch bei Kärntner Umzügen wird er erwähnt¹⁰⁾.

Wahrscheinlich aber ist diese Gestalt doch nicht in den Adventumzügen ursprünglich, sondern wohl erst aus den „Moralitäten“ des 16. Jahrh. eingedrungen; vielleicht wurde durch sie auch eine ältere Schreckgestalt verdrängt. Die Worte des Todes stammen aus dem Liede „Der grimmig Tod mit seinem Pfeil“¹¹⁾, welches in einer sehr großen Anzahl von Spielen verwendet wurde; an die Liedzeilen sind einige Formeln angeknüpft, welche nur der Allgemeinheit des Todeswortes Ausdruck verleihen sollen¹²⁾.

Die Luziferpredigt stimmt mit den Predigten der beiden verwandten Spiele sehr genau überein; der wichtigste Unterschied neben der Versverwerfung ist das Fehlen jeder Erwähnung des Thrones sowie der Thronbesteigung. Eingeschoben jedoch ist ein kurzer Dialog zwischen Luzifer und dem „Eheteufel“, der in der Handschrift bezeichnender Weise in Klammer steht; er konnte also entweder manchmal ausgelassen werden, aber aber hatte der Schreiber eine verblaßte Erinnerung an ein anderes Spiel überhaupt, welches sich nur hier äußert. Bei H tritt dieser Eheteufel dagegen bereits im eigentlichen Spiel zu Anfang auf. Die Verse 86 und 87 finden sich auch im Oberuferer Paradeisspiel¹³⁾, nach dem Sündenfall, vor und werden dort näher ausgeführt; dasselbe gilt für das — dem Oberuferer Spiel sehr verwandte — Triebener Paradeisspiel¹⁴⁾.

Aus dem Breitenbacher Spiel seien nur einige Parallelen zu V. 49, 50 angeführt:

„Von einer Christenlehr will man auch nichts mehr wissen,
Man ist nur immer auf das Zeitliche beflissen.“
„Fangt ein Christenlehr oder Predigt an,
So laufens schon alle gleich davon.“

Leider hat Schnell eine zu dem Spiele gehörige Luziferpredigt nicht veröffentlicht¹⁵⁾.

⁹⁾ Ähnlich: Ennstaler Reiftanz („D. D. Volkslied“ 1929, Seite 66), Gasteiner Reiftanz (R. Pramberger, Steirische Tanzlust, Z. d. D. u. Ö. A. V., 1924, Seite 133), Obersteirischer Reiftanz (A. Schlossar, Cultur- und Sittenbilder aus Steiermark, 1885, Seite 102).

¹⁰⁾ G. Graber, Deutsche Einflüsse in Brauchtum, Sitte und Sage der Kärntner Slowenen (Wiener Z. f. Vk. 1931, Seite 6 f.).

¹¹⁾ Ph. Wackernagel, Das Deutsche Kirchenlied, 5 Bd., Nr. 1557, Str. 18. Verwendung etwa in: Liezener Nikolausspiel (Schlossar, a. a. O.), Moosburger Totentanz (G. Graber, Der Kärntner Totentanz, 1924), Oberberger Jedermann (G. Graber, Kärntner Paradeisspiele, Seite 33), Johannesberger Jedermann (A. Karasek, zu: Karpathenland, 6. Jg., Seite 133, und L. Schmidt, Karpathenland, 5. Jg., Heft 1).

¹²⁾ Ueber die Verwendung dieser Formel im mhd. Schauspiel: L. Wirth, Die Oster- und Passionsspiele, 1889, Seite 165.

¹³⁾ F. Klein, Das Oberuferer Paradeisspiel, Seite 19.

¹⁴⁾ Unveröffentlicht; im Archiv des Mus. f. Vk., Wien.

¹⁵⁾ Schnell, a. a. O., 4. Heft, Seite 86.

Der Großteil der Predigt besteht aus Ermahnungen an die Eltern, welche ständig mit: „O Hausvater und Hausmutter“ angesprochen werden, so auch in S und H; ihnen wie ihren Kindern werden eindringlichst die Sündenstrafen klargemacht, wobei bei Ausrufen wie „Ach Welt, ach Blut, ach Eitelkeit“ wohl an den Einfluß von Predigern und Erbauungsbüchern gedacht werden muß, wenn man nicht überhaupt einen theologisch gebildeten Verfasser annehmen will. Erst nach V. 114—19, welche teilweise eine Wiederholung von V. 72, 74 sind, finden sich die Verse des Teufels als „schwarzes Schwein“ und „schwarzer Hund“ — in S an Stelle von „schwarz“ — „feurig“ — welche sich als „Eintritts“formel als älteres Gut darstellen¹⁶⁾.

Der Text des Lassinger Spieles wäre vielleicht nicht eigenartig genug, um eine Veröffentlichung zu rechtfertigen. Jedoch soll hier der Versuch gemacht werden, das eigentümliche Verwerfen einzelner Verse sowie ganzer Versgruppen an drei eng verwandten Texten zu zeigen. Es steht also neben der Verszahl des Lassinger Textes die Zahl des ähnlichen oder gleichen Verses der Spiele H und S. Kleine Abweichungen sind nicht erwähnt, da sie die Verschleifung, ähnlich wie das Zersingen eines Liedes jederzeit mit sich bringt. Wenn übrigens der Liezener Text etwa mundartliche Formen besser wiedergibt als der vorliegende (etwa: V. 31 zu S, V. 46. „gewesen—gwen“), so ist hiefür die Tatsache maßgebend, daß der Liezener Text nach der Anmerkung Schlossars dem Aufzeichner, Notar Chr. Köllner, vorgesprochen wurde, während unsere Handschrift eine Anzahl klarer Schreibfehler aufweist, welche ich nicht richtigstellte.

Eintragungen einer späteren Hand sind in eckige Klammer [] gesetzt.

H	S	L	Der J ä g e r [macht den Anfang.]
1		1	Ich tritt herein schön wacker, fest,
2		2	ich grüss den Hausherrn und all Gäst. Lässt der Hausherr spieln? (Wirt, ja.)
7		3	Dann werd ich mich nicht lang besinnen
8	7	4	und werd meinen Kameraden näher bringen.
		5	Kameraden, komds herein in Fröhlichkeit
		6	und lasts euch sehn vor die Leut.
			Der Engel.
	12	7	Ich bin gesannt in dieses Haus,
	13	8	ich bin der Engel vom Nikolaus
		9	und grüss den Hausherrn und alle zugleich
		10	und wünsch euch das ewige Himmelreich.
		11	Grüsste ich und den andern nicht,
		12	so wäre ich kein treuer Engel nicht.
	14	13	Hausvater und Hausmutter, lasst eure Kinder hervor-
	15		bringen,
	16	14	damit der hl. Mann Nikolaus etwas hört beten von ihnen.

¹⁶⁾ V. 114—119 finden sich auch in den Paradeisspielen von Trieben (s. Anm. 14), Admont und Donnersbach (J. R. Bünker, Volksschauspiele aus Obersteiermark, Seite 29, 66. [11. Ergänzungsband d. Z. f. öst. Vk. 1915]). In den Admonter und Donnersbacher Spielen auch die V. 120—123.

H	S	L	Der Bischof.
22		15	Ich tritt herein und wieder hinaus
23	23	16	ich bin der hl. Mann Nikolaus.
23	38	17	Hausvatter und Hausmutter lasst eure Kinder hervorrufen,
		39	
24	25	18	dass ich kann meine jungen Christen heimsuchen.

Der Kaplan.

Gelobt sei Jesus Christus!
 Hausvatter und Hausmutter, bieget und pflanzet eure
 Bäume in der Frühlingszeit, da sie noch jung und weich
 sind, aber nicht im Winter.
 Ehre, da sind eure Kinder.
 Ihr Kinder aber befolget genau das vierte Gebot Gottes,
 welches lautet Du sollst Vater und Mutter ehren, auf dass
 du lange lebest und es dir wohl gehe auf Erden. Schön
 Vater unser beten! Kreuz machen usw.

Der Todt.

146	19	Ich bin der Todt,
147	20	mein Pfeil ist gift
	21	was ich trifft
	22	mir ist alles gleich
	23	Arm oder Reich
	24	Jung oder Alt,
153	25	Gross und klein
154	26	alles muss gestorben sein.
		[Nun folgt die Predigt des Lucifer.]

Luciferpredigt.

28	44	27	Nun bin ich beruffen und nun bin ich da,
29		28	als Teufel und als Lucifar. Ha! Ha!
30	45	29	mich habt ihr auch noch nie gesehn,
31	46	30	weil ich so tief in der Hölle bin gewesen.
32	47	31	Weil mich heut hat Gott der Allmächtige herausgenommen,
34	48	32	die Bösen abzustrafen nicht aber die Frommen.
35	49	33	Weil ich muss volziehn meine Pflicht,
36	50	34	weil ihr euch die Zeit habt gebessert nicht,
37	51	35	daweil ihr lebt in Sünd und Laster her und her
38	52	36	und immer schlechter werdet.
		84	37 da Gott für euch am Kreuz ist g'storbn,
		85	38 und hat für euch das Himmelreich erworbn.
74	86	39	er hat für euch vergossen seinen letzten Tropfen Blut,
75	87	40	denn ihr aber noch mit Füßen treten tut.
40	53	41	O Hausvatter und Hausmutter! über euch hab ich wohl
			viel und große Klagen
42	54	42	so mir der hl. Mann Nikolaus hat vorgetragen,
43	55	43	daß ihr über eure Kinder eine so schlechte Zucht haben
			lasset.

H	S	L	
	56	44	O Hausvater und Hausmutter! Wenn ihr euren Kindern nicht lernt beten
	57	45	und in die Kirche gehn, Mess und Predigt hören,
	58	46	so werdet ihr in der Hölle leiden, immer und ohne End,
	59	47	weil es der liebe Gott in der Ewigkeit nicht mehr wend't.
47	66	48	O Hausvater und Hausmutter! Eure Kinder fraget ihr auch nicht mehr,
48	67	49	wo sie sind gewesen bei der Predigt oder Christenlehr,
49	68	50	oder was sie von der Predigt wissen.
43	69	51	Dafür lasset sie herumlaufen auf der Gassn und Strassn,
45	70	52	und zum Essn als wie das Vieh zum Vutter läuft.
	71	53	Ist das eine Zucht für eure lieben Kinder?
70	72	54	Ach Welt, ach Blut, ach Eitelkeit,
	73	55	wie wird es aber noch zugehn in der solangen Ewigkeit!
97	74	56	Und wollt ihr aber den hl. Mann Nikolaus noch vexieren,
98	75	57	so werdet ihr die Gnad bei Gott verlieren.
66	56	58	Ich armer Teufel hab begangen nur eine einzige Sünd,
67	77	59	die mich aber doch so tief in die Höll hinein bringt;
68	78	60	und ihr aber begeht so viele tausend und tausend Sünden
69	79	61	und wollt noch den Weg in den Himmel hinein finden.
	80	62	Ach wie blind sind doch die Leut
71	81	63	verscherzen hier so edle Zeit
72	82	64	in Freud und Wollust leben
73	83	65	und derselben in die Höll zu gehen.
	88	66	Viele Tänzer, Springer und Uebermütige
	89	67	die treib ich herum auf meiner Glut,
	90	68	mach daraus heisse Feuersflammen
	91	69	dass es brennt über ihre Köpfe zusammen.
	92	70	die überflüssig haben getrunken und gegessen,
		71	Gott und die Armen ganz vergessen,
102	134	72	die werd ich einführen in mein Reich,
103	135	73	dass sie brennen und braten mit mir zugleich.
	95	74	die Raufer, Flucher und Schelter sogar
	96	75	die werd ich herumziehn bei die Haar
103	76	76	Huren und Eh'brecher und verstockte Sünder,
104	77	77	die treib ich gar starck hernieder,
105	78	78	daß ihnen ihre Köpf zerspringen hernieder
106	79	79	Mit einer feurigen Peitsche zerschlag ich ihnen das Haupt
107	80	80	Weil sie an keine guten Lehren haben geglaubt.
	81	81	Aber die Wahrheit werden sie bei mir erfahren,
108	82	82	in Feuergestank und in Gefahren,
	83	83	und wenn ihr nicht glaubet mir,
	84	84	so ruf ich den Eheufel herfür:
11	85	85	(Eheufel bin ichs genannt,
12	86	86	mit die Ehleut bin ichs gar gut bekannt,
	87	87	ich kann gut heucheln meucheln und schmier'n,
	88	88	und die Ehleut zu dir in die Höll verführen.

H	S	L	
		89	Braf mein Kind
		90	Wenn du mir so viele in die Höll hinein bringst.)
76	109	91	Wenn einmal wird kommen die Stund und Zeit
77	110	92	und eure Seel' vom Leib abscheidt,
78	111	93	Da werd ich mein Fleiss wohl gewiss nicht sparen,
79	112	94	euch in meine Klauen zu haben.
	113	95	Hausvatter und Hausmutter! Haltet eure Gebote wohl
	114		fest beisammen,
		96	so fallet ihr in der tiefen Hölle fest zusammen.
	116	97	Wo nun alle Verdammten klagen,
		98	Und alles einander hören und sagen.
62	117	99	Da heisst es O Vater! Du verdammter Höllenbrand,
63	118	100	wegen deiner bin ich so tief in die Höll verdamt;
64	119	101	und du o Mutter! hast mir alles zugesagt
65	120	102	wenn ich in Sünd und Laster bin herumgedascht.
93		103	Nun muß ich leiden in der Höll, ewig, immer und ohne
			Ende
92		104	weil es der liebe Gott in der Ewigkeit nicht mehr wend't.
	121	105	Ach du mein liebes Kind
	122	106	wende doch deinen Lebenslauf geschwind,
	123	107	du kannst aber noch werden ein glückliches Kind;
	124	108	Und willst du aber deinen Lebenslauf nicht mehr wenden,
	125	109	so kommst du in die Teufels Händen.
	126	110	Ach, ach! Was für Schrecken und Jammer wird es nicht
			sein,
	127	111	wenn ihr müßt reisen in die Höll hinein.
	128	112	Da bin ich aber Tag und Nacht und jetzt noch dabei
	129	113	wo allezeit, wo allezeit das Unglück vorhanden sei,
84	130	114	da blass ich von vorn und hint recht zu,
85	131	115	da habt ihr von mir keine Ruh.
82	132	116	ich will euch die Höll wohl recht tapfer hitzen,
83	133	117	dass ihr müsset mit mir schwitzen.
	134	118	ich will euch wohl führen in mein Reich,
	135	119	das ihr müsst jammern und braten mit mir zugleich.
106	138	120	Nun tritt ich herein wie ein schwarzes Schwein
107	139	121	und will euch führen in die Höll hinein.
108	140	122	Nun tritt ich herein wie ein schwarzer Hund,
109	141	123	und will euch führen in den höllischen Grund.
110	142	124	Jetzt muss ich meine Predigt schliessen und muss es
			lassen,
111	143	125	weil mir der Bischof Nikolaus nicht mehr Zeit hat zu-
			gelassen.
112	144	126	und wenn ich aber euch wollt alle Wahrheit sag'n,
113	145	127	so würde es noch kein Ende hab'n.

Zur Systematik der Pflugforschung und Entwicklungsgeschichte des Pfluges.

Von Dr. A. Haberlandt, Wien.

(Schluß.)

Bei der Behandlung der Pflugformen Deutschlands scheint zunächst in der Erörterung der Lagerungsbildungen des sogenannten „Hunspflugs“ in den Rheinlanden im Verhältnis zum vierseitigen, d. h. Rahmenpflug, eine methodische Fehlleistung auf, die L. späterhin auch noch zur Stützung entwicklungstheoretisch einigermaßen schwach begründeter Behauptungen heranzieht.

L. nimmt für die Hunspflüge in den Nebentälern des Rheins gegenüber den Rahmenpflügen im zwischliegenden Berggelände relativ jüngeres Alter an, um dann — im entwicklungsgeschichtlichen Teil und wiederum noch mehr im Schlußwort — diese Rahmenpflüge teilweise mit Bezug darauf als ganz alte Form zu stempeln. Demgegenüber muß daran festgehalten werden, daß die Rahmenpflüge im Hunsrück usw. als Altformen Rodungspflüge, Hoch, Hainhaken usw., kurzum Vorpflüger überschichten, die ebenso wie die Siedlungsgeschichte die ganze Pflugkultur hier als relativ jung gegenüber dem Wirtschaftsleben der Talungen erweisen. In ihm mag auf Grund keltisch-römischer Einflüsse — der Hunspflug hat mit seinem den Krümel durchbohrenden Hinterbaum und der ruderförmigen Schar im Grundgerüst seine nächsten Verwandten wie seine Vorläufer im gallorömischen Westen — diese Pflugform Fuß gefaßt haben und da sie sich als ausbildungsfähig darbot, wie ja ihre Ausführung im 19. Jahrhundert in Eisenkonstruktion beweist, hat sie ihrerseits einer Ueberschichtung durch Rahmenpflüge erfolgreich Widerstand leisten können und wurde in der Folgezeit gleich solchen mit Sech, einseitigem Streichbrett und Radvorgestell ausgestattet.

Das gewölbte Streichbrett, um mit einer der jüngsten Erscheinungen der vergleichenden Ueberschau zu beginnen, hält L. für ostasiatischen Ursprungs. In Europa sei es von dorthier über den Nordwesten im 18. Jahrhundert erst eingebürgert. Von den oben angeführten Holzschnitten aus dem 15. und 16. Jahrhundert läßt demgegenüber der erste, in geschichtlich viel früherer Zeit, schon die Ausbildung eines schmalen, liegenden Brettes erkennen, das vielleicht zum Typus der flügel förmigen, doppelten Streichbretter gehörte. Dagegen hat man es auf einem weiteren Uimer Druck sicher mit einem aufrecht verspreizten, wellig gerundeten, einseitigen Streichbrett zu tun und schließlich ist gleichfalls aus einer Augsburger Druckerwerkstätte, für deren Umkreis zunächst diese Formen nur Geltung beanspruchen können, etwa zwei Menschenalter später ein Bild mit konkav gezeichnetem breitflächigen Streichbrett am Pfluge hervorgegangen. Dieser Formenkreis braucht, ja kann für diese Zeit nicht von außenher erklärt werden.

Eine vielleicht auch für außereuropäische Ausdeutung nicht unwichtige Sonderstellung stellt das mittelständige konvexe Streichbrett im Umkreis des bosnischen (?) und montenegrinisch-albanischen Waldgebirges an den dortigen Rahmenpflügen vor. Es dürfte durch funktionelle Abnützungsformen an den schief aufstrebenden Scharbalken angeregt sein, die wohl in Ent-

sprechung zur Anbringung ruderförmiger Scharen an den einfacheren Pflügen dieser Art auftreten. Die Alterstellung dieser Pflüge ist nicht geklärt, nach ihrem Vorkommen in unterschiedlichen Abwandlungen tief in Albanien ist sie kaum als ganz jung zu veranschlagen; auch hiefür kann der Anbruch der Neuzeit um 1500 ins Auge gefaßt werden.

Für das Sech nimmt L. im Schlußwort germanische Erfindung in vorrömischer Zeit in Anspruch. Aus den angeführten Verbreitungstatsachen ist das indeß kaum zu erschließen. Nach der Ausbildung der Eisenmetallurgie ist eher Aufkommen in den Berührungsgebieten alpiner (illyrischer) und westdeutscher Kultur (germanisch-keltischer Abkunft) mit römischer Betriebsführung in der Ackerwirtschaft anzunehmen. Die Anbringung eines Sechs zusammen mit einer Schar an einer Amulettkette im Schatzfund von Szilagy Szomlyo etwa, will für westgotische Zugehörigkeit dagegen nichts besagen. Dem sonst so vorsichtig bedachten Gräbner-Schüler unterläuft da eine recht unkritische Ansicht. Es sind solche „crepundia“ damals längst römisches Zivilisationsgut gewesen und übrigens in den unteren Donauländern bis heute einfach ortsständig. (Vergl. A. Haberlandt: Metallene Amulettketten . . . Werke der Volkskunst, III, Wien, 1915.).

Den vierseitigen oder Rahmenpflug vor das frühe Mittelalter zu beurkunden, dazu gebricht es trotz der sehr zuversichtlichen Schlußworte L's. gleichfalls an Zeugnissen, ebenso für seine betonte Selbständigkeit innerhalb der grundständigen Entwicklungsreihen des Pfluges. Was L. darüber sagt, ist fast nur negativ, sofern er den Rahmenpflug nicht von Pflügen mit Krümel abstammen läßt, darin aber technologisch weder folgerichtig durchdacht, noch sonst gehaltvoll. Ref. sieht eine „Rahmenfügung“ bereits in der nordischen Bronzezeit an der Einzapfung des Krümel- oder Grindels in die Sohle unter Zuhilfenahme einer Griessäule, gegeben. Andererseits wird man die in den klassischen Ländern seit Hesiod als „Bauertechnik“ fortgeerbte Herstellung von Sohlenpflügen aus einem Baum mit Astsproß auch den nördlichen Ländern angesichts der gleichartigen Funde von Papau und von Dabergotz nicht eben absprechen können. Aus welchen anderen elementaren technologischen Zurichtungen und Erfahrungen soll aber sonst der Rahmenpflug mit vierseitigem Gestell hervorgegangen sein, als den an solchen Stücken teilweise bereits gewonnenen? Aus vier Elementarstützen ex improviso geometrisch zusammengestellt, denkt ihn sich wohl auch L. nicht. Nun treten auch im Mittelmeergebiet, in Italien, Tunis, Aegypten, Abyssynien, Gebrauchsformen verwandter Art, wie die nördlich gelagerten, vierseitigen Rahmenpflüge auf, von denen sie aber durch etwas „umständlichere“ Fügungen und von einer engiltigen Zweckform abwegige Bildungen sich unterscheiden.

Dagegen finden sich Mitteltypen und Uebergangsformen zwischen Krümel- und Rahmenpflügen — jede für sich zweckdienlich — nach den bisherigen Erhebungen, wo sie nur etwas eingehender waren, sowohl in Albanien wie zumal in Bulgarien, wo sie zu einer fast lückenlosen Typenreihe zwischen Krümel- und Rahmenpflug zusammengeordnet werden können. Neue Typenreihen können Altfunde nicht ersetzen. Aber es stellt diese Gruppe wohl jenen Auslesevorgang vor Augen, der mit der Zweckrichtung auf Angleichung der Grindelstellung an die Schubrichtung der arbeitenden Teile,

Sohle und einwendiges Streichbrett, Stabilisierung seines Ganges auf schwereren Böden folgerichtig hinzielte, was ganz besonders auf Einführung einer niedrigen Schleifstelze bzw. des Radvorgestells auf das an sich technologisch wandlungsfähige Pfluggerippe ältester — dreieckiger — Rahmenfügung eingewirkt haben wird. Im Bereich dieser Errungenschaften und mit diesen wurde das Holzgerippe mit fortgeschrittener Technologie schließlich zu einem vierseitigen Gestell aus ineinandergezapften Kanthölzern ausgebildet, ein Vorgang, der sichtlich erst im Verlauf des Mittelalters zu einem Ausreifen der Rahmenpflüge gegenüber „ausgestorbenen“ Formen in Mitteleuropa geführt hat. Von „unverwandten“ scharf zu trennenden Formen mit „scharf umrissener Gestalt“ kann, jedenfalls im Stammesverhältnis der Krümel- und kahmenpflüge zueinander, nicht die Rede sein. Auch in ihrer Lagerung treten sie nach anderen kulturgeographischen Bedingungen, als denen eines brüderlichen Charakters auseinander, wobei aber der Vorrang Mitteleuropas in der Benützung und wohl auch Gestaltung des „Rahmens“ auf westdeutschem (germanischem) Volksboden (wie früh?) aus kulturgeschichtlichen, wie kulturgeographischen Gründen fortbesteht. Eine östliche Sonderprägung sind Rahmenpflüge mit Schrägbaumschar, alte in Randlage abgedrängte Seitensprosse auch die Rahmensterzpflüge in Skandinavien und Armenien bis Persien.

Hier treten in Vereinzelnung auch noch altartige, jedoch als un Zweckmäßig sonst schon ausgeschiedene Abwandlungen des Rahmengefüges auf, etwa der Ralo aus Tripolje (L. Abb. 87), dessen horizontal liegender Grindel einen Sterzengriff besitzt und die Sohle, an zwei Griessäulen hängend, schleppt, eine Form die sich vom richtigen Rahmenpflug mit Sterz-Sohlengerippe entsprechend den Krümelpflügen mit Sohle aufs Deutlichste unterscheidet.

In der Entstehungsgeschichte des Pfluges macht L. es durchaus wahrscheinlich, daß gewisse Grundformen der Pfluggeräte auf einen zum Furchenreißen mit Stricken gezogenen Spaten zurückleiten. Für die Zoche und andere Geräte wurden solche Gedankengänge ja auch schon früher verfolgt. Indes geht es zu weit, hakenartige Geräte als von den Pfluggeräten gänzlich abseits stehend, abzutun. Abgesehen von den weiblich liegenden senegambischen Ziehhacken, wäre da auf die lang gestielten Ziehhacken zu verweisen, mit denen die Frauen im Lötschental den Anbau in vorzeitlicher Altartigkeit betreiben. Mit Recht setzt ihn Rütimeyer (a. a. O. 265 ff., Abb. 145) mit den ligurischen Felsbildern in Beziehung, die spitze Klingen an überlangen Stielen in den Händen arbeitender Gestalten beurkunden, denen eine ähnliche Arbeitsleistung zugebilligt werden muß wie den pflügenden Männern. Dies nebeneinander läßt natürlich weder technologisch noch kulturgeschichtlich ein örtliches Ableitungsverhältnis erkennen, aber ein Ersatz des Pfluges durch die Hacke besteht bekanntermaßen im Berggelände, sowohl auch noch in den Alpen, wie im Schwarzwald oder in Skandinavien.

Hieran sind seit alters bestehenden Wechselbeziehungen auch in der Technologie zu gewärtigen, aus denen heraus etwa die erwähnten estnischen Pflüge (Ränk, S. 28, Abb. 20) ihre Erläuterung finden. Ja, es lassen sich angesichts der erwähnten ligurischen Felsritzungen und entsprechender frühbronzezeitlicher Bilder von palstabtragenden Männern im Norden sogar

auch Entwicklungssprosse gewärtigen, die von diesen langstieligen Zughacken zu alleinig mit Sech bewehrten Vorschneidern auf Rodegrund geführt haben mögen.

Angesichts der mehr gartenmäßigen Veranlagung der Bodenpflege in den Mittelmeerländern muß auch hier auf die Frage solcher Wechselbeziehungen eingegangen werden, die zwischen Pflughacken in Ägypten und Ostafrika, und Zughacken in Westafrika, sicherlich in mehrfacher Art in der Auswirkung der mittelländischen Altkulturen hin und wieder führten, wobei Pflug, Hackenformen, wie die vom Ref. in Buschans Illustrierter Völkerkunde (S. 571, Abb. 263, 5, 6) aus Kamerun und Togo abgebildeten, keineswegs sonderliche Altformen Westafrikas bedeuten müssen.

Es erfordert gleicherweise Kritik, daß die improvisatorischen Scharrgeräte, Asthacken, Sprosseneggen zum Pflügen und Krümeln und andere Behelfe, die in der finnischen und russischen Rodungswirtschaft erscheinen, von L. ungleich anderen viel weitwendiger zugehörigen Kulturerscheinungen nicht in seine Darlegungen einbezogen werden. Kein Entwicklungstheoretiker glaubt damit ortsständige Entwicklungsreihen aufgefunden zu haben, aber in die technologischen Reihen, die jeder „Erfindung“ vorausgehen, gehören sie hinein und die Altartigkeit ihrer Technologie kann nicht in Zweifel gezogen werden, so daß sie für die Anfänge der Pflugentwicklung zweifelsohne mehr Aufschluß bieten als viele der in Zeit und Raum unterschiedlich abgewandelten späteren Zeugnisse. Als gediegenen Wegweiser zur Ergründung ihres Wesens und Wertes sei L's. Buch voll anerkannt, die technologischen Anfänge des Pflugbaues sind aber nur bruchstückhaft erschlossen.

Zum „Dreschwagen“ wäre die neuerdings erschienene Arbeit G. Berg's: Den Svenska Tröskvagnen („Västerbotten“, 1931, S. 169 ff.) zu erwähnen, der auf den Versuch der Einführung der Dreschschlittentafel nach orientalischem Vorbild hinweist, sie wurde von einem bulgarischen Bauern bedient. Schon nach 1730 wurde ferner ein ganz eigenartiger Dreschwagen von M. Stridsberg wahrscheinlich selbständig erfunden, der größere Verbreitung gewann. Man wird also mit dem „östlichen“ Erfindungsraum auch in der Pflugwirtschaft einigermaßen kritisch arbeiten müssen. Zu den ursprünglich wohl gemeineuropäischen — keineswegs bloß mittelländischen — Strauchwerkseggen vergl. man D. Zelenin, Russische Volkskunde, S. 8 ff., 10, 12 ff., und Rantasalo, Der Ackerbau im Volksglauben der Finnen und Esten, FF. communications 62, wo sie in ihrer Altschicht noch ungestört eingebettet zu finden sind.

Literatur der Volkskunde.

Dorfmusik für zwei Geigen (Flöten, Klarinetten) mit Bezeichnung der Gitarrebegleitung, herausgegeben von R a i m u n d Z o d e r. Im Bärenreiterverlag zu Kassel. 1931. 16 Seiten.

Dieses Heft, das vor allem der Pflege der Hausmusik dienen will, unterscheidet sich wohlthuend von so mancher ähnlichen Sammlung: wie alle Ausgaben Zoders bringt es nur bisnun ungedruckte Stücke. Aus dem Salzkammergut stammen ein Tafelstück, an Mozart erinnernd, zwei Hochzeitsmärsche, sieben Steirische und vier Boarische. Ein Walzer und eine Tiroler

Polka wurden im Zillertal aufgezeichnet. Der Sammeltätigkeit Prof. A. Schmitts verdanken wir die beiden Vorarberger Stücke, Rheinländer und Lauterbacher Walzer. Dieser Walzer, der sein Hauptthema dem bekannten Lieder „Z' Lauterbach han i mein Strumpf verlorn“ entlehnt, ist vor allem im schwäbisch-alemannischen Sprachgebiet verbreitet. Im Arlberggebiet verläuft nicht nur eine sprachliche, sondern auch eine musikalische Grenze. Das Heft ist für den Wissenschaftler wie für den Praktiker gleich wertvoll. Karl Horak.

A. Spamer: Das kleine Andachtsbild vom XIV. bis zum XX. Jahrhundert. 334 S. mit 53 Abb. und 218 teils farbigen Tafeln. München, F. Bruckmann A. G., 1930.

In prachtvollster Ausstattung bietet Spamer hier eine bedachtsam und geschmackvoll erwählte Ueberschau über die religiöse Kleinkunst, die der gemühtiefen Andacht der Frauenklöster zu allererst, dann aber auch der des Volkes zugehört, das zumal von Wallfahrten, aber auch von seinen Namenspatronen und kirchlichen Festen derlei Erinnerungsblätter zusammen mit geweihten Amulettzetteln aller Art bewahrt. Wie Volkgeist und Bildinhalt namentlich im 15. Jahrhundert sich einen, — Neujahrs- und Klopfanbilder stehen ja mit dem Volksbrauch in innigstem Zusammenhang — weiß Spamer vortrefflich herauszuheben, weniger mag es wohl gelingen, dem Zeitgeist der Renaissance, unter dem doch engen Gesichtswinkel dieser Bildchen, denen eine ebenso eindrucksvolle wie bedeutungsvolle Bibel- und Buchillustrationen damals gegenübersteht, gerecht zu werden. Die großen Leitlinien stetiger Mal- und Drucktechnik wie bedeutsamer Bildhaftigkeit, die im Jesusbrunnen, der Trauben- und Blumensymbolik des Rahmenwerkes der mehr intellektualistischen Bildchen späterer Tage sich forterben, sind leider kaum angedeutet. Mit tieferschürfender Wissenschaftlichkeit ist Spamer indes den Besonderheiten der Zeitströmungen bis zum volkstümlichen Ausklang der alten Bildkunst nachgegangen und es bietet das Buch ein wahres Handbuch aller Erzeugungsorte, Werkstätten und Künstler dar, die überhaupt kunstwissenschaftlich feststellbar waren. Der Bilderteil wird in seiner ausgezeichneten Auswahl ja den Volksforscher wesentlich anregen und fördern, die Arbeit bedeutet ein unentbehrliches Handbuch und einen in jeder Hinsicht zuverlässigen Wegweiser auf diesem Gebiet. A. Haberlandt.

Steirisches Trachtenbuch von Konrad Mautner und Viktor Geramb. Zweite Lieferung: Die norisch-pannonische Tracht (Römerzeit) mit 57 Bildern und einer Karte. Von Univ.-Prof. Dr. Viktor Geramb. 1933. Verlag Universitätsbuchhandlung Leuschner & Lubensky, Graz.

In dieser Zeitschrift XXXVIII, Seite 25 f. wurde mit großer Anerkennung des Erscheinens dieses hochbedeutsamen Werkes gedacht, das in umfassender Anlage die Trachtengeschichte eines geschlossenen Land- und Volksgebietes von den urgeschichtlichen Zeiten bis zur Auflösung der Volkstracht in der Gegenwart behandelt. Die vorliegende zweite Lieferung stellt die in der ersten vorausgegangenen Lieferung behandelten Urtrachten auf den norisch-pannonischen Boden in der Römerzeit dar, wobei sich herausstellt, daß wir schon für diese frühe Zeit von wirklichen gautrachtlichen Besonderheiten reden zialrömischen Steindenkmäler, die sich auf dem Boden der Steiermark in sehr

vielen Stücken erhalten haben, hat der Verfasser eine aufschlußreiche und eingehende Darstellung der Bekleidungsformen jener Zeit gewonnen. Als belangreiches Ergebnis dieser Untersuchung konnte Geramb den Satz buchen: „Wohl scheint es, daß hochentwickelte römische Gewandformen nicht ohne Einfluß auf die Weiterentwicklung und Fortgestaltung des einheimischen urtrachtlichen Gutes geblieben sind. Andererseits ist es aber mindestens ebenso sicher, daß auch das einheimisch gallische, sowie illyrische dalmatinische, alpen- und donauländische Gut an Bekleidungsformen auf die römische Kleiderkultur sehr stark eingewirkt haben. — Wir wünschen dem Werk tüchtigen Fortgang und die verdiente freundliche Aufnahme.“

Prof. M. Haberlandt.

Julie Heierli: Die Volkstrachten der Schweiz Bd. IV: Die Volkstrachten von Zürich, Schaffhausen, Graubünden und Tessin. 123 S. mit 12 farbigen und 15 schwarzen Tafeln, 188 Schwarz-Abbildungen und Schnittmusterbogen.

Bd. V: Die Volkstrachten der Mittel- und Westschweiz (Luzern, Zug, Aargau, Solothurn, Basel, Wadt, Neuenburg und Genf). 182 S. mit 10 farbigen und 16 einfarbigen Tafeln und 228 Schwarz-Abbildungen. (Erlebnach-Zürich, Eugen-Rentsch-Verlag 1930-32).

Man muß die hochverdiente Verfasserin des Schweizer Trachtenwerkes ebenso wie den Verlag dazu beglückwünschen, dies Buch in gehaltvollster Ausstattung ebenmäßig und zielbewußt der Vollendung zugeführt zu haben. An Schönheit und Gedicgenheit des Bilderschmuckes wie an Genauigkeit und Uebersichtlichkeit der Trachtenbeschreibung ist es durchaus vorbildlich und grundlegend. Quellenmäßig greift die Verfasserin vor allem auch auf die älteren Reiseberichte und Trachtenbeschreibungen zurück. Von wiederholender Beschreibung der gemeinschweizerischen Formen wird im Fortschreiten der Darstellung abgesehen. Umso kennzeichnender treten die landschaftlichen Typen hervor. Die Altartigkeit der Frauentracht des oberen Maggiatales sei besonders vermerkt. Sie besteht aus einem faltigen über die Brust reichenden Wollrock an Achselträgern, der merkwürdig aus zwanzig ganz schmalen ungefärbten Bahnen zusammengesetzt ist, einer langen Leinenschürze mit Fransen, wollenem Bandgürtel und „Mutschulhosu“, Wadenrohren aus grobem Wollstoff zu grobem Hemd und zu kurzer Oberjacke. Eine an die Alpacher Ringelstrümpfe gemahnende Altform stellen wohl auch die Strumpfhosen vor, die die Bäuerinnen im heutigen Bezirk Affoltern (Zürich) bei großer Kälte im Freien an den Beinen hochzogen. Auf der Männerseite sind solche ehrwürdige Ueberbleibsel aus dem Formenkreis der bäuerlichen Leinentracht des 16. Jahrhunderts die zerhauenen „Fäcketschöpe“ in Zug, Luzern und Teilen des Aargaus, geschlitzte Zwiwhjacken, die über dem langschössigen Rock getragen werden, und die zugehörigen eng gefalteten Flotterhosen. In dieser vielfältigen Zersetzung und Ueberschichtung von alten Trachtentypen wird man auch den „Unterröcken“ noch mancherlei Bedacht zuzuwenden haben. Die Benennung „Wullhemp“ zeigt, daß sie aus altem Leibgewand hervorgegangen sind. Doch hieß der oberste von mehreren im Aargauer Freiamt „Rock“ und stellte sich als der Miederkittel der Werktracht dar. Die Züricher und Freiamtler Hochzeitsgürtel sowie verwandte Juppen-

ketten reiht auch die Verfasserin schon vorgeschichtlichen Formen an. In gerechtem Eintreten für die Würde der Tracht tut die Verfasserin gewiß recht, über manches gezieres Trachtenbild der Vergangenheit kritisch zu urteilen, doch geht die Bezeichnung „phantastisch“ oft sichtlich zu weit; Band V, Abb. 208 und 224 widersprechen der Reinhardtschen Darstellung der Waadtländer Tracht 1796 in keiner Weise und die Uebernahme der Empiretrachten — zumal der modischen Strohhüte durch die weltläufigen Weinbauern hat im niederösterreichischen Weinland schlagende Entsprechungen.

A. Haberlandt.

Dr. Károly Viski: Volksbrauch der Ungarn; mit 32 Tafeln. Verlag Dr. Georg Vajna & Co., Budapest 1932. Preis RM 6.—

Der Kustos der Ethnographischen Abteilung des Ungarischen Nationalmuseums schildert in einzelnen Aufsätzen das Volksleben der Magyaren von der Wiege bis zum Grabe und bringt eine größere Anzahl guter Lichtbilder hiezu. Das Buch, das in deutscher (und auch in englischer) Sprache geschrieben ist, zeigt, wie sehr sich Ungarn um die Sammlung und Bekanntmachung seines interessanten Volkstums annimmt. Die Erklärungen der uralten Bedeutung des Brauchtums beweisen, daß die Volksforschung in Ungarn emsig am Werke ist und auch ihre Bedeutung voll anerkannt wird. Das Ziel des Buches ist wohl, den Leser auf die Besonderheiten des schönen „Landes des Weizens und des Weines“ aufmerksam zu machen und in ihm den Wunsch zu wecken, dieses Land zu besuchen. Wie wärs, wenn sich die führenden Stellen in anderen Ländern, zum Beispiel auch bei uns in Oesterreich, diese Art von Fremdenverkehrswerbung zu eigen machten und zu diesem Zwecke auch die Volkskunde tatkräftig förderten?

R. Zoder.

Arbeiten zur Volkskunde und zur deutschen Dichtung. Festgabe für Friedrich Panzer. Herausgegeben von E. Fehrle. 96 S. Bühl-Baden, Konkordia A. G. 1930.

Eingangs bespricht E. Fehrle in wohldurchdachter Art Grundfragen der Volkskunde. Der Ausdruck Unterschichtlich für jenes Wesentliche im Menschen, das die Volkskunde zu erforschen hat, will uns dabei aber nicht behagen. Referent hofft ihr in Bälde positivere Zielsetzung auch in begrifflicher Hinsicht zu verleihen. W. Schuhmacher fordert zeitgemäße Volkskunde, was schließlich besagt, daß die Volksforscher eben nicht bloß philologisch-historisches Wohlgefallen zu erstreben sondern sich das Volk selber in erster Linie anzuschauen haben. Alles andere kommt dann von selbst in die Wissenschaft hinein. Vorbildlich in dieser Hinsicht ist Karl Kriegers Aufsatz „Volks-glaube im Kraichgau“ — erlebte Volkskunde nämlich. Aufklärende geschichtliche Untersuchungen widmen J. Künzig der Legende von den drei Jungfrauen am Oberrhein, R. Stoppel der „Jungfrau Maria als Kaiserin“, R. Hünnerkopf, H. Langbacher, A. Leschnitzer, W. Wolf zeigen nicht „Unterschichtliches“ wohl aber Volkstümliches in der deutschen Kunstlyrik auf, W. Bulst, A. Jekel bieten kritische Untersuchungen, W. Panzer als Zoologe einen anregenden Aufsatz über Vogelkunde, die ein naturnäherer Finne der deutschen Forschung geschenkt hat.

A. Haberlandt.

L. Schemann: Die Rasse in den Geisteswissenschaften. Studien zur Geschichte des Rassengedankens. Bd. I. (Allgemeines) Bd. II. Hauptepochen und Hauptvölker der Geschichte in ihrer Stellung zur Rasse. 480 und 419 S.

Vortrefflich führt in die vom Verfasser aufgerollten geschichtsphilosophischen Probleme der zweite Abschnitt ein, der eine Uebersicht über die Definitionen der Rasse gibt und der dritte und vierte, der eine allgemeine Stellungnahme der Einzelwissenschaften zu ihr umreißt. Nun hätte es aber gegolten, nach festgelegtem System das Wirkungsfeld der Rasse in irgendwie kennzeichnender Bestimmtheit im Einzelnen abzugrenzen. Das tut der Verfasser nicht, er gibt Werturteile ab, die Rasse und Volkstum in ihrer geschichtlichen Wirksamkeit in der gesamten Kulturwelt zusammenschweißen, ohne der Macht der Idee, wie sie sich von der „Rasse“ längst losgelöst hat und vom Volkstum in verschiedenen Reife- und Machtstadien verschiedenartig getragen erscheint, gerecht zu werden, ja ohne überhaupt das Problem als solches zu entwickeln. Und doch sollte einen Deutschen von heute nichts so stark wissenschaftlich bewegen, wie gerade dieses Kräftesystem. So bleibt es bei einer gediegenen Uebersicht über das Denken von den Rassen, einer ziemlich oberflächlich teilweise auch mit veralteten Festlegungen arbeitenden Kennzeichnung des Rassenlebens nach Familie, Sippe und Stamm, und wertvollen Belegen über das Werden der Rassenideen in unbezogenem Nebeneinander. Liest man die geistesgeschichtlichen Erwägungen über Christentum, Judentum, Kultur und Antike, germanisches Mittelalter und das Werden der europäischen Zivilisation, dann wird einem allerdings etwas wüst zumute. Es wäre besser gewesen, der Verfasser hätte seinen, von schönem ethischen Schwung getragenen Ausführungen über die Rolle des Germanentums und der nordischen Geschichtsvölker nicht eine so absprechend und unkritisch behandelte Folie gegeben. Wir begrüßen den Gedanken, den rassischen Einschlag im Geschichtsleben der Völker und ihrer Willensbildung aufzuhellen, aber was bei Betrachtung der Lebendigen möglich, ja notwendig ist, die Intuition, das muß in der Erhellung des Geschichtlichen die mühselige, saubere und kritische Induktion leisten. An dieser Einstellung mangelt es dem Buch, so anregend seine Gedankengänge zur Erweckung solchen Arbeitsgeistes auch sein mögen.

A. H a b e r l a n d t.

Ewald Banse: Deutsche Landeskunde. Umriss von Landschaft und Volkstum in ihrer seelischen Verbundenheit. Teil I. Deutschland als Ganzes — Nieder- und Mitteldeutschland. Teil II: Süddeutschland, Alpendeutschland. 661 Seiten, 119 Abbildungen, 1 Karte.

Auf dem Gebiet einer raum- und geschichtskundigen Synthese zur Erhellung des Volkstums, wie sie der Volksforscher sich vorstellt und braucht, stellt diese Arbeit wohl die beste und frischeste Leistung dar, die eine solche erstmalige Ueberschau füglich erwarten läßt. Persönlich und lebendig von einem wohlbewanderten Verfasser — Erdforscher und gebildeten Deutschen — geschrieben, bleibt es anregend und lebendig, auch wo sich vielleicht mancher Einwand machen ließe und der Fachforscher mehr in die Tiefe schürft. Voranzustellen in der wissenschaftlichen Leistung ist die besinnlich klare Ausdrucksweise und streng ebenmäßig eingehaltene Ueber-

sichtigkeit, die Natur und Landschaft, diese zugleich als seelisches Element, Bevölkerung nach Stamm und Art, Besiedlung, Gau- und Ortsbild eindrucksam und auch kulturgeschichtlich vertieft zum Ausdruck bringt. Fügen wir gleich hinzu, daß der Bilderschmuck ausgezeichnet sinnvoll die Darstellung ergänzt. Mit Bewußtheit hält es sozusagen sich an die Geistigkeit dessen, was nicht in gelehrten Baedekern steht und zeigt in der gautümlichen Erfassung des deutschen Wesens, besieht man es recht, neue Wege für das auf, was schon die gelehrten Humanisten Deutschlands im 16. Jahrhundert bereits anstrebten, ein Johannes Boemus, Sebastian Franck und Seb. Münster — und was später volkskundlich, allerdings wesenstiefer H. Riehl zum bewegenden Mittelpunkt seiner Naturgeschichte des deutschen Volkes machte. Man wird es dem Verfasser nicht verdenken, wenn Nieder- und Mitteldeutschland besonders klarsichtig gezeichnet sind. Es wird ganz ausgezeichnetes auch über österreichische Landesteile gesagt, freilich der Volksforscher sieht aus der Lebensnähe manche der befriedeten Daseinsformen des Volkes als wuchtigere Sprosse von mit Blut und Schweiß bezwungenen Schicksalsgewalten an, zumal im deutschen Osten als dies der beschwingtere Eindruck des Gegenwarts-erlebnisses und der ästhetisch-künstlerische Ueberbau der deutschen Kultur und Bildung erfassen läßt.

A. Haberlandt.

Georg Schreiber: Das Auslanddeutschum als Kulturfrage. Münster i. W., Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, 1929 (Deutschum und Ausland, Heft 17—18). 320 Seiten. Geh. RM 8.30, geb. RM 9.60.

Das Interesse am Auslanddeutschum ist gerade im letzten Jahrzehnt mit elementarer Wucht lebendig geworden. Die bösen Folgen des Weltkrieges (Abtretung sämtlicher Kolonien und kerndeutscher Gebiete des Mutterlandes, Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Monarchie usw.) und die demgemäß erfolgte Erstarkung des nationalen Gedankens arbeiteten als Wegbereiter der neuen Auslanddeutschum-Idee und lieferten starke Antriebe zur Selbstbesinnung. Als Ersatz für die ungeheuren Verluste entdeckte man plötzlich vergessene deutsche Sprachinseln, grub kulturell und wirtschaftlich verschüttete Formgebungen deutschen Wesens aus, an denen man seit Jahrzehnten achtlos vorübergegangen war. — Prälat Schreiber, ein ausgezeichnete Kenner und anerkannter Führer dieser Bewegung, gibt im vorliegenden Werke dem Gedanken des Auslanddeutschums eine überraschend prägnante Form. Er legt großen Wert auf die Gegenseitigkeit der Kulturbeziehungen zwischen Binnen- und Auslanddeutschum; etwas, das, um verhängnisvoll einseitiges Wert- und Leistungsbewußtsein zu vermeiden, nicht oft genug gesagt werden kann. Er weist auf die Tatsache hin, daß Deutschland für das Auslanddeutschum kein in jeder Hinsicht ausschlaggebendes Zentrum besitzt und meint dieses wenigstens einstweilen durch die Religionsgesellschaften — welche auch bisher hervorragend volkstumerhaltend wirkten — ersetzen zu können. In diesem Sinne sind auch seine Worte, welche er für die Pflege der auslanddeutschen Volkskunde, hauptsächlich der kirchlichen Volkskunde spricht, tief zu beherzigen.

G. Kurzweil.

Salzburger Volkstänze.

Von Dr. Richard Wolfram, Wien.

Salzburg, einschließlich des musikfrohen Salzkammergutes, gehört trotz der schon Jahrzehnte währenden allsommerlichen Fremdenüberflutung zu unseren volkskundlich reichsten Gebieten, in denen auch Lied und Tanz noch nicht ausschließlich eine malerische Kulisse im Dienste der Fremdenverkehrswerbung bedeuten. Die Einheimischen sind in erstaunlichem Grade immun geblieben und greifen — vielleicht wegen ihrer starken Gewöhnung an die Fremden — nicht gleich mit beiden Händen nach der Importware. Wie altertümlich dieses Gebiet war, zeigt z. B. die Tatsache, daß sich die Leute am Mondsee noch vor dreißig Jahren zur Personenbeförderung ausschließlich der Einbäume bedienten, wie zur Pfahlbauzeit. Plätten und Trauner verwendete man nur zu größeren Transporten.

Während man einer Reihe von Festbräuchen größere Aufmerksamkeit geschenkt hat, blieb das Gebiet der Tänze fast unbeachtet. Bloß Schulrat A d r i a n hat in seinem so außerordentlich inhaltsreichen Buch „Von Salzburger Sitt' und Brauch“ neben den Spielen auch eine Reihe von Tänzen mitgeteilt, deren Beschreibung man freilich manchmal gerne ausführlicher hätte. Ueberblicken wir das Gebiet des rituellen Tanzes, so finden wir die besten und meisten Beispiele gerade aus dem Lande Salzburg. Der einzige Schwerttanz Oesterreichs, der noch in voller Blüte steht, ist bei den Knappen des Dürnberges (Salzbergwerk Hallein), zu finden. Von ihm, wie vom Kufertanz und dem großen Schützentanz der Jakobischützen soll in meinem Schwerttanzbuche ausführlich gehandelt werden¹⁾.

Eine sehr weitverbreitete uralte Form des Kulttanzes stellen die Glöckler dar, welche nicht nur in Ebensee zu Hause sind, sondern ebenso in Abersee, dem Bauernland am anderen Ufer des Wolfgangsees, welches dem Ort St. Wolfgang gegenüber liegt. Auch hier laufen die Burschen in Gruppen am Abend des 5. Jänners weißgekleidet, mit einer Almglocke auf den Rücken gebunden, in den Händen manchmal einen großen Stock, den sie wie einst die „schiachen Perchten“ im Pinzgau zu großen Sprüngen benützen. Als Maskenrest hängen den Glöcklern Papierfransen zur Unkennt-

¹⁾ „Schwerttanz und Männerbund“, im Anhang die choreographische Beschreibung von 30 deutschen Schwert- und Reiftänzen. Erscheint 1934.

lichmachung übers Gesicht. Ganz seltsam sind ihre Kopfbedeckungen. Ein alter Hut, welcher mit einem Kinnband befestigt wird, dient als Basis eines aus kleinen Holzleisten zusammengeagelten Gestelles, welches mit buntem, durchscheinendem Papier überklebt ist und von innen durch eine Kerze erleuchtet wird. Die Formen dieser Gebilde sind verhältnismäßig starken Neuerungen unterworfen. Man sieht Häuser, Kirchen, Schiffe, sogar ein Zeppelinluftschiff tauchte einmal unter den Glöcklerkappen auf. Alt sind nur Sonnen und Sterne. Das wichtigste Symbol ist ein mächtig großer, oft beinahe mannshoher Drehstern an einer Stange, der nie fehlt. Die Vermutung liegt nahe, daß die Sternsinger dieses Symbol einmal von solchen älteren Riten bezogen, beziehungsweise daß ältere Aufzüge zu Sternsängern wurden²⁾. Die Aberseer und Ebensee Glöckler verraten noch deutliche Beziehungen zu den Dämonenläufern, welche unter dem Namen Perchten zusammengefaßt werden. Aus Ebensee konnte ich auch noch viele Ueberlieferungen von einstigen Kämpfen der Glöckler aufzeichnen, wobei die Getöteten ganz wie alle anderen, welche in der Dämonenmaske erschlagen wurden, nicht in geweihter Erde bestattet werden durften. Unwillkürlich denkt man an primitivere Dämonendarstellungen, wie sie etwa in Niederösterreich als Kinderspiel fortleben. Dort wird ein ausgehöhlter und zu einer Schreckkratze zurechtgeschnittener Kürbis („Blutzer“) — durch eine Kerze von innen erleuchtet — auf den Kopf gesetzt. Eine weitere Parallele zum Salzkammerguter Glöcklerlaufen ist das Schleicherlaufen in Telfs (Tirol), bei dem der Kopfschmuck noch freier und phantastischer ausgestaltet wird, wie in Ebensee. Der Lauf der Glöckler zeigt uralte-einfache Formen des rituellen Tanzes. Zuerst wird der Raum, auf welchem gelaufen werden soll, durch eine Umkreisung magisch geschützt. Dann erfolgen die Figuren, meist Achter. In ähnlicher Weise wird in vielen Orten mit Fackeln oder brennenden Reisigbesen (Oberwölz) über die Felder gelaufen. Auch an das „Kranzmachen“ der Faschingläufer im oberen Murtale³⁾ ist zu erinnern. Die Glöckler erhalten bei ihrem Lauf auch die üblichen Gaben, in Ebensee z. B. Krapfen.

²⁾ R. Stumpf, Berlin, bereitet eine umfassende Untersuchung vorchristlicher Kultbräuche vor, worin auch dieses Problem eingehend behandelt wird.

³⁾ Vgl. R. Wolfram, Bärenjagen und Faschinglaufen im oberen Murtale. Wiener Zeitschrift für Volkskunde XXXVII, 1932, Seite 62.

Besondere Tänze haben auch die Dämonenläufer im Pinzgau und Pongau. Die Tafelperchten mit ihren gewaltigen Schilden über dem Kopf können keine große Beweglichkeit entfalten. Ihr Tanz ist daher sehr einfach: Mit Wechselschritten in einem großen Kreis, die „Gsellin“ zu seiner Linken. Ab und zu dreht sich der Tafelpercht auch um sich selbst, wobei er das Haupt mit der großen „Tafel“ nach vorne neigt, genau so wie die „Roller“ beim Imster Schemenlaufen; auch deren Kopf ist durch einen prachtvollen Aufsatz, den sogenannten „Schein“ geziert. Weitaus der interessanteste Perchtentanz ist das Pinzgauer „Trestern“. Die Beschreibung von 1841, welche in Kürsingers Buch über den „Ober-Pinzgau“ enthalten ist, zeigt, daß sich der Tanz seit dieser Zeit kaum verändert hat. „Dann kommen die Tänzer mit festanliegenden und mit grellfarbigen Bändern rundum gezierten Kleidern, auf dem Haupte eine Krone von hochfliegenden (weißen) Hahnenfedern, von welchen unzählige lichtfarbige Bänder über Schulter und Rücken herabflattern. Das Gesicht mit einer Larve verhüllt, haben sie am Ende des Rückens eine Alpenglocke oft bis zu einem Viertelzentner Schwere angehängt (welche heute vor dem Tanz meist abgelegt wird). Ihr Erscheinen deuten sie mit schnell und im besten Takt vollführten Fußschlägen an, sie bilden einen Kreis, in dem sie die herrlichsten Sprünge mit unglaublicher Genauigkeit und Schnellkraft vollführen, wobei ihnen die Schläge der Füße auf den hölzernen Boden den sicheren Takt geben.“ Die Masken sind heute abgekommen und durch herabhängende Bänder ersetzt, genau so wie bei den englischen Mummers zu Weihnachten oder bei den siebenbürgischen Aufzügen. Die Figurenfolge des Tanzes ist typisch für sakrale Männertänze mit verwickelten Schrittformen. Der Narr und die Vorpercht tanzen mit Trestererschritten herein. Wenn sie sich beim Tanz in der Runde einmal gekreuzt haben, folgen die übrigen Tresterer (6—8 Burschen) der Vorpercht.

Der Tanz selbst zerfällt in drei Hauptteile. Zwischen die einzelnen Phasen ist immer die Pausenfigur des Kreislaufes eingeschoben. Ansonsten besteht der Tanz hauptsächlich aus besonderen Schrittarten, die äußerst schwer zu beschreiben sind. Der Grundschrift des Tresterns ist eine Art „Abrollen-lassen“ beim Aufsetzen des Fußes von der Ferse zur Spitze. Die Füße werden gekreuzt, zusammengeschlagen, es folgen Hüpfen, rasche Seitwärtsschritte mit drei abschließenden Stampfern am Ort, Drehung um die eigene Achse, Niederknien, rasches Aufschnellen usw. Auch Plattlerelemente sind vorhanden (dritter Teil). Der zweite Teil unterscheidet sich vom ersten vor allem dadurch, daß jede Figur verdoppelt wird. In der rechten Hand tragen die Tresterer ein Tuch, das sie zum Beginn jeder Figur schwingen. Dies ist die

einzige mir bekannte Parallele zum Schwingen der Tücher im englischen Morristanz, gleichfalls einem kultischen Männertanz (die Verwendung des Tuches als Bindeglied im Kettentanz oder das kokette Schwingen eines Tüchleins durch die Tänzerin in manchen russischen und polnischen Paartänzen gehört nicht hierher). Der feststehende Typus im Aufbau dieser Tänze ergibt sich ganz deutlich, wenn man den Tresterertanz etwa mit dem Boritzanz der Csangómagyaren bei Kronstadt vergleicht⁴⁾. Auch hier diese verwickelten Schritte, dazwischen der Kreislauf, drei Hauptteile, von denen die weiteren aus Vervielfachung der Bewegungen des ersten Teiles bestehen usw.

Besonders wichtig ist das stampfende Taktgeräusch, weshalb der Tanz im Großarlal auch „Perchtstampfen“ heißt. Auch die Huttler in Tirol sollen ja eigenartige „gestrampfte“ Tänze besitzen. Hier handelt es sich nicht bloß um ein artistisches Moment, sondern um etwas kultisch Bedeutsames. Es ist recht unerwartet, das Steppen gewisser exzentrischer Negertänze aus den amerikanischen Vergnügungsstätten plötzlich in dieser Sphäre auftauchen zu sehen. Und doch gibt es keinen Zweifel. Die besondere Rhythmik dieses blitzschnellen, aus dem Kniegelenk geschleuderten Streifens des Bodens mit der Fußspitze und das Aufsetzen des Fußes gehörte offenbar der Sphäre des Magischen und Uebernatürlichen an. In zahlreichen englischen Schwerttänzen finden wir das Steppen und zu meinem Erstaunen sah ich es sogar in einem uralten tibetanischen Tanz. In ihrem Wesen — wenn auch nicht immer der Form nach — sind die Trestererschritte nichts anderes.

Die Wieserbäuerin in der Hinterglemm (bei Saalbach) tanzte mir einen Perchtenschritt vor, den sie noch aus ihrer Jugend kannte. Mit diesem Schritt pflegten die Perchtenläufer in die Stube hereinzukommen. Die Schallwirkung ist ein rasches eins-zwei-drei Schlagen. Das Gewicht ruht auf den linken Fuß, der rechte Fuß ist vor dem linken. Nun setzt man die Ferse des rechten Fußes hart auf dem Boden ein, läßt dann die Spitze auf dem Boden fallen, wodurch man sich einen kleinen Ruck nach vorne gibt und setzt nun den linken Fuß ganz steif (auf der ganzen Sohle) einen winzigen Schritt nach vorwärts, wobei er aber hinter dem rechten bleibt. Die Vorwärtsbewegung wird lediglich durch das Einhacken der rechten Ferse erzielt (Nagelschuhe!).

Aehnlichen Schallwirkungen dienen auch die verschiedenen Trestererschritte. Ob man das Platteln auch hierherzählen will — wobei die Betonung der Rhythmik aber durch Handschläge auf die Schuhe und Schenkel erzielt wird — möchte ich dahingestellt sein lassen. Bei der Beurteilung der Schallschritte im Tresterertanz u. a. darf nicht unerwähnt bleiben, daß stampfende Schritarten nicht

⁴⁾ J. Teutsch im Jahrbuch des Siebenbürg. Karpathenvereins XXIII, 1903; ferner Réthei Prikkel Marián, A Magyaráság Táncai, Budapest 1924.

selten magisch bedeutsam sind, sowohl im Sinne der Abwehr böser Geister (Eskimo), als auch gewissermaßen zur Erweckung der Lebens- und Fruchtbarkeitskräfte.

Der hochinteressante Rest eines alten Kulttanzes ist der sogenannte „Sonnwendtanz“ (hinteres Paar herfür) in Hüttschlag im Großarlal, den K. F i a l a beobachtete. Er ist der in eine Tanzform eingekleidete Sprung über das Sonnwendfeuer. Bereits am Nachmittag werden die Feuer entzündet und zwar so, daß sie recht rauchen und sich der Rauch durch das Tal hinzieht, also eine magische Räucherung. Am Abend erfolgt dann als Abschluß der Wendetanz.

12 Paare stehen im Kreis (Burschen innen), um das Feuer, ein Stück von ihnen entfernt der Ansager. Um die Bewegung verstehen zu können, denken wir uns einen Kreis, mit zwei senkrecht aufeinanderstehenden Durchmessern. Die Punkte, wo der horizontal laufende Durchmesser den Kreis trifft, sind die sogenannten Wendepunkte, wo Mädchen und Bursch Platz tauschen, so daß nun sie innen und er außen ist. An den Endpunkten des senkrecht stehenden Durchmessers wird gesprungen. Es springen immer zwei gleichzeitig aneinander vorbei. Während der Betreffende aus der inneren Reihe springt, geht der Partner der äußeren Reihe einen Schritt weiter. Durch den Sprung kommen nun statt der Paare immer zwei Burschen und auf der anderen Seite zwei Mädeln zusammen. Wer patzt, scheidet aus und muß die Stelle des Ansagers einnehmen. Der Tanz sollte einmal genau aufgezeichnet werden, denn besondere Formen für den unzählige Male bezeugten Tanz um das Sonnwendfeuer suchten wir bisher vergebens.

In die Reihe der Kulttänze (Baumkult) gehört wohl auch der Bandltanz, der auch im Salzburgischen gut belegt ist. Eine merkwürdige Salzburger Abart ist der Stelzenbandltanz, bei welchem alle Teilnehmer auf Stelzen tanzen. Die Verwendung der Stelze ist ein uraltes Mittel der Geisterdarstellung.

Hatte man bisher den sakralen Tänzen wegen ihrer großen Schauwirkung wenigstens einige Beachtung geschenkt, so steht es auf dem Gebiet des profanen Tanzes ganz böse. Fast allgemein hört man die Behauptung, daß Salzburg keine besonderen Tänze hätte. Wenn auf dem Lande eine Tanzerei stattfindet, so wird man neben dem Walzer und der Polka gewöhnlich noch auf den „Boarischen“ stoßen, da und dort auf das „Hiatamadl“ (das in Abersee „Zweischritt“ heißt; die Namen sind oft irreführend). In Anif kennen die Burschen einen Stocktanz, der mit dem Salzkammerguter „Wisch-

tanz" identisch ist⁵⁾). Eine etwas andere Form des Wischtanzes, wo die Burschen abwechselnd über den Stock steigen (erst linker, dann rechter Fuß, dabei drehen sie sich um sich selbst) fand ich in Deutsch-Mokra, einer 1775 aus der Ischler Gegend nach Karpathorußland ausgewanderten Kolonie.

Seltsamerweise traf ich auf die Hauptfigur des Wischtanzes auch im Banat bei den Rumänen (Ilova, südlich von Caransebesch). Ob sie durch Vermittlung der deutschen Siedler dorthin kam, konnte ich nicht eruieren.

Adrian veröffentlicht ferner zwei mimisch-komische Tänze aus dem Salzburgischen, den „Pinzgauer-Hexentanz“, welcher in die Gruppe der „Spitzbuampolka“ und der „Drei ledernen Strümpf“ gehört⁶⁾ und den „Krimmler Faschingstanz“, der mit dem schwedischen „Oxdansen“⁷⁾ bemerkenswerte Ähnlichkeit zeigt. Schließlich trifft man fast überall im Salzburgischen auf das Schuhplatteln. Dieses Platteln ist der Tanzforschung noch recht rätselhaft. Abgesehen von der Wesensfrage (Schuhplattler Nachahmung der Auerhahnbalz?) sind wir auch über das Verbreitungsgebiet durchaus nicht im klaren. Es hat den Anschein, als ob das Platteln ursprünglich eine bayrisch-tirolerische Angelegenheit gewesen wäre, die auch ins benachbarte Salzburgische hineinreicht⁸⁾. In Ober- und Niederösterreich, sowie in Steiermark und Kärnten scheint es ursprünglich nicht heimisch gewesen zu sein. Wo es heute in diesen Gegenden getanzt wird, scheinen Trachtenvereine am Werke zu sein. Dies gilt wohlgemerkt nur für das systematische Platteln. Bei den norwegischen Springtänzen, Røraas Polsk usf. wird des öfteren einmal als Freudenäußerung gegen den Schuh ge-

⁵⁾ Beschreibung bei R. Zoder, Altösterr. Volkstänze II, Seite 35; weitere Belege aus St. Lambrecht in Steiermark bei R. Pramberger, Zeitschrift des Deutschen und Oesterr. Alpenvereins 55, Seite 145 f.

⁶⁾ R. Zoder, Altösterreichische Volkstänze II, Wien 1928.

⁷⁾ Svenska volkdanser, utg. av svenska ungdomsringen för bygdekultur, Sthm. 1926.

⁸⁾ Sehr interessant ist die Tatsache, daß in dem äußerst altertümlichen Großarlal Steirer und Schuhplattler erst vor kurzer Zeit eingeführt wurden. Nach freundlicher Mitteilung von K. Fiala sind die alten Tänze des Großarltales: Perchtstampfen, Perchtlaufen, Sonnwendtanz und Brauttanz (radln) mit ulkigen Rügereimen. Seit ungefähr 50 Jahren wird bei der Totenwache auch nicht mehr getanzt. Tanzgelegenheiten sind heute Hochzeit, Kirchtage und Senninkirtag (auf den Almen).

schlagen. Dergleichen wird man auf weiten Gebieten finden. Sogar auf dem kürzeren der beiden Goldhörner aus Gallehus in Schleswig ist auf dem 5. Ring ein Mann abgebildet, welcher den rechten Fuß stark nach rückwärts biegt und mit der Hand herunterlangt, als ob er gegen den Fuß schlagen wollte. Recht interessant ist auch der nahe Osten. Bei ungarischen Burschentänzen stieß ich mehrfach auf Schläge gegen die Schienbeine und Stiefel. Der „Verbunkos“ bei den Kumanen (Kiskunhalas) kennt als gelegentliche Markierung des Rhythmus — etwa dem Zusammenschlagen der sporenklirrenden Fersen gleichwertig — sowohl Händeklatschen, als Schläge auf die Stiefel (Rhythmus der Schläge, zwei Viertel und darauf drei rasche Achtel). Die Kumanen schlagen fast immer mit der rechten Hand auf den rechten Fuß und ebenso links auf links, in Siebenbürgen gibt es bei den Szeklern auch gekreuztes Schlagen. Bei diesen Schlägen stehen sie vorgebeugt mit geraden Knien. Eine andere Schlagserie des kumanischen Verbunkos ist folgende: linker Fuß abgobogen etwas nach rückwärts heben, Schlag auf die Rückseite des Stiefels (1. Hand), dann bücken und mit der linken Hand auf den Boden schlagen und zuletzt mit der rechten Hand auf die Vorderseite des etwas gehobenen linken Stiefels. Manche den Boden streifende Schläge machen den Eindruck, als ob sie eines jener berühmten Reiterkunststücke nachahmen wollten, wo Reiter im Galopp Hüte aufheben. Sehr instruktiv ist die reich bebilderte Beschreibung eines ungarischen „Platteltanzes“ von S. E b n e r, „Népi foglalkozások, népszokások“, Népiünk és Nyelvünk IV, 1932. Auch bei Rumänen sah ich in Siebenbürgen verwandte Dinge (Arpaschul de sus) und die Zigeuner in dieser Gegend plattelten regelrecht, freilich ruckartig abgehackt und mit geringen Variationen (keine Doppel- und Dreierschläge usw.). Trotzdem möchte ich nicht am engeren bajuvarischen Volksgebiet als der eigentlichen Heimat des Schuhplattlens zweifeln. Stil und Aufbau der östlichen Schlagtänze ist so völlig anders, daß hier Zusammenhänge kaum wahrscheinlich sind. Die katzenartig gewandten Bewegungen und dabei doch die kraftvoll-derbe Entladung der aufgestapelten Energien im Schuhplattler sind unverkennbar bajuvarisch. Man beachte, wie anders als schon der benachbarte Alemanne tanzt.

Die im Werden begriffene Volkstanzgeographie vermag überhaupt sehr wertvolle Aufschlüsse zu geben. Aus ihr können Zusammenhänge zwischen Tanzarten hervorgehen, die man sonst gar nicht erkennen würde. Nur aus der räumlichen Verbreitung ist z. B.

zu ersehen, daß das „Hiatamadl“ und der „Strohschneider“ Korrelationstänze sind. Wo der eine auftritt, fehlt der andere⁹⁾. Voraussetzung für weitergehende Beobachtungen ist freilich eine viel ausgedehntere Kenntnis des örtlichen Tanzschatzes in den verschiedenen deutschen Gauen, als wir sie bisher besitzen. Die „Ländlergeographie“ von Oesterreich, an welcher Raimund Z o d e r seit Jahren arbeitet, ist der erste folgerichtig durchgeführte Versuch in dieser Richtung, wenn man etwa von E. H e r m a n n s Arbeit über den Siebensprung¹⁰⁾ absieht, der es doch an tänzerischer Einsicht fehlt.

Wenn es nun gilt, den altherkömmlichen Tanzformen in den Alpenländern auf die Spur zu kommen, so stößt der Forscher durch die Trachtenvereine und ihre sonst gewiß verdienstliche Wirksamkeit häufig auf arge Schwierigkeiten. Innerhalb des österreichischen Reichsverbandes für Alpine-, Volks- und Gebirgstrachten-Erhaltungs-Vereine findet ein reger Austausch von Tanzformen statt, so daß es oft sehr schwer ist, die Bodenständigkeit, beziehungsweise die Uebnahme von Tänzen in gewissen Gegenden sicher festzustellen. Vielleicht die stärksten Antriebe in dieser Richtung gingen seit den neunziger Jahren von Bayern aus, wo die Bewegung größte Bedeutung erlangte. Der Einfluß des bayrischen Trachtenvereinswesens war zeitweilig so stark, daß sich in Oesterreich Vereine bildeten, welche als Bayern „verkleidet“ zu schuhplatteln begannen. Erst allmählich konnte man sie davon überzeugen, daß es ihre Aufgabe wäre, die ortsübliche Tracht ihrer Heimat zu pflegen und auch ihre eigenen Tänze vor dem Versinken zu bewahren. Doch da stand leider nicht selten die verständnislose Haltung der Behörden im Wege. Ich möchte auf diesen Uebelstand hier offen hinweisen, weil durch ihn wertvollstes Volksgut gefährdet wird. Ist doch auch das Versinken unserer interessantesten Tanzform, der Schwerttänze, zum großen Teil auf das Konto der Erlaubnisschwierigkeiten zu setzen. Im Salzkammergut war ich einmal Gast eines Schuhplattlervereines. Man tanzte alle bayrischen Formen, den „Reith im Winkler“, „Haberer“, „Tölzer“, „Haidauer“ usf. Schließlich fragte ich, was man denn sonst in der Gegend für alte Tänze hätte und da stellte sich heraus, daß eine große Reihe schöner Tänze vorhanden war, die seit alters hier getanzt wurden. Sogar ein prachtvoller Figurenländler war darunter. Auf meine Frage, warum denn diese

⁹⁾ Beobachtung von Karl H o r a k.

¹⁰⁾ Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Berlin, XV.

Tänze vernachlässigt würden, sagten sie mir, daß das Schuhplatteln bloß als Vorführung fremder Tänze gelte, während die einheimischen Tänze als allgemeine Belustigung sofort mit hoher Lustbarkeitsabgabe belegt würden. Man habe darum schon fast aufgehört, die bodenständigen zu tanzen! Wenn hier nicht bald ein Wandel eintritt, so werden unsere österreichischen Tänze in diesen Gegenden mit der alten Generation absterben, da sie bei der jungen behördlich ausgerottet werden.

Im Rahmen dieser Vereine erfahren nun auch die alten Tänze mancherlei Umgestaltungen. Effektvolle Figuren werden erfunden und eingefügt, ja eine Reihe von Tänzen verdankt überhaupt diesen Vereinen ihre Entstehung. In Bayern hat man dafür das ganz glückliche Wort „Heimattänze“ geprägt, die man von den echten Volkstänzen unterscheidet. In ihrer Art lehnen sich diese Tänze ja doch an den Stil der bereits vorhandenen an, so daß sie meist nicht aus dem Rahmen fallen. Dagegen ist wenig zu sagen, denn ohne Schöpfertum kein Leben. Freilich ist die Gefahr recht groß, daß der Tradition nicht verhaftete Neugestalter wurzellose Gebilde schaffen oder vergrößern und verkitschen. Voraussetzung für jede Neugestaltung volkstümlicher Tänze ist möglichst starkes Einleben in die eigene Ueberlieferung, was nur durch vertrauten Umgang mit der Landbevölkerung gewonnen werden kann. Die althergebrachten Formen läßt man deshalb auch in der Volkstanzbewegung am besten unverändert.

Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus brauchen wir natürlich unbedingte Zuverlässigkeit. Diese ist aber nicht so leicht zu gewinnen. Die bekannteste salzburgische Ländlerform ist der „Almtanz“, wie er von der Alpinia in Salzburg getanzt wird. Wie der Almtanz vorher aussah, wissen wir nicht. Adrian gibt auch nur eine Restform (Seite 360 f.) ohne weitere Figuren. Im Laute dieses Sommers gelang es mir endlich, eine Reihe von Anhaltspunkten zu gewinnen.

Die volkliche Grundlage ist sicher der wegen der Verschlingungen der Arme „Wickler“ benannte Tanz. Die Tanzweise des Hinterglemmer Wicklers versuchte ich im Laufe mehrerer Jahre herauszubekommen, ohne daß ich bereits völlige Sicherheit hätte. Möglicherweise ist nämlich die dortige Tanzart bereits ein Auflösungszustand, oder aber es handelt sich noch um eine freie Form, wo der Bursch in der Reihenfolge der Figuren nur wenig gebunden ist. Die Tatsache, daß der Tanz in ziemlich raschem Tempo gelaufen wird (keine Wechselschritte) deutet aber auf alte, von Trachtenvereinen noch unbeeinflusste Ueberlieferung. Die am häufigsten wiederkehrende Tanzfolge der Hinterglemm war diese: In der Ausgangsstellung stehen die Partner neben-

einander in die gleiche Richtung sehend, der Bursch faßt mit seiner linken Hand hinter seinem Rücken die linke des Mädchens. während sie sich die rechten Hände vorne geben. 1. In dieser Stellung laufen sie (am Ort oder mit wenig Vorwärtsbewegung) mit dem Rücken voran im Kreise (Linkswalzer-richtung). 2. a) Dann dreht sich der Bursch unter den gefaßten linken Händen mit der Sonne (sie entgegengesetzt), hebt seinen rechten Arm über ihren Kopf und nun stehen beide nebeneinander, die Arme vorne gekreuzt (Mühle). In dieser Stellung wird weitergelaufen; b) eine Drehung um 180 Grad (zueinander) läßt die Tänzer dann in die andere Richtung schauen. c) Nachdem sie sich um 180 Grad in die Ausgangsrichtung zurückgedreht haben, 3. dreht er das Mädchel einmal (mit der Sonne) und gibt die gefaßt bleibenden rechten Arme über ihren, und die linken Arme über seinen Kopf, so daß beide Hände gekreuzt rückwärts auf den Schultern ruhen. 4. Nach einigen Takten werden die Arme wieder über die Köpfe nach vorne gehoben und nun dreht der Bursch (ohne sich selbst zu drehen) das Mädchel zweimal gegen die Sonne, so daß sie gewissermaßen eingefangen vor ihm steht und ihn über die linke Schulter ansieht. Dann wird wieder ausgedreht und nach der entgegengesetzten Seite eingedreht. 5. Auf das abermalige Ausdrehen erfolgt das bekannte „Fenster“, erst nach der einen, dann nach der anderen Seite. Nach der Bildung jeder Figur wird eine Weile in dieser Stellung am Ort rundgelaufen. Als Variation kann die dritte Figur auch folgendermaßen ausgeführt werden: Das Mädchel dreht sich einmal mit der Sonne und er gibt den linken Arm über seinen Kopf in seinen Nacken (Partner nebeneinander, in die gleiche Richtung sehend, rechte Hände vorne, unten gefaßt). Dann werden die linken Arme wieder über den Kopf nach vorne gehoben, das Mädchel dreht sich einmal gegen die Sonne und nun legt er seinen rechten Arm über ihren Kopf auf ihre rechte Schulter. Dann Ausdrehung gegen die Sonne und beide Arme über den Nacken wie vorhin beschrieben.

Die einzige strittige Figur ist das „Fensterl“. Zu welchen Tänzen es ursprünglich gehörte, wird kaum mehr festzustellen sein. Sicher ist nur, daß es in manche später erst eingefügt wurde, so z. B. im Aberseer „Steirer“, wo es die alte Generation noch nicht kennt, während die junge es von Trachtenvereinsdarbietungen abgesehen hat. Das Alter dieser hübschen Figur an und für sich ist freilich weit über alle Vereine hinausreichend. Bereits in der Allemande, dieser Parade von Ländlerfiguren, finden wir es abgebildet. Dieser Tanz, dessen Name ja schon „der Deutsche“ bedeutet, wurde — als er Ende des 17. Jahrhunderts nach der Einverleibung des Elsaß in Frankreich aufgenommen wurde — eine Zeit hindurch in den Oberschichten Mode. Welche Veränderungen er dort erfuhr, ist noch nicht festgestellt. Auf keinen Fall handelt es sich aber um einen französischen Gesellschaftstanz, der dann als „gesunkenes Kulturgut“ in unsere Gegenden kam. Die direkten Ahnen des Ländlers und seiner Verwandten sind die mittelalterlichen

Springtänze. Die Zwischenformen haben sich beispielsweise in Norwegen erhalten¹¹⁾).

Sehr wichtig für die Beurteilung des Almtanzes scheinen mir die Bruchstücke des „Wicklers“ zu sein, welche ich in Altenmarkt bei Radstatt feststellen konnte. Vor sieben Jahren war einmal die Rede darauf gekommen, daß es in dieser Gegend gar keine alten Figurentänze gebe. Da stand der damals 80-jährige „Heißeufel“ auf und erklärte, daß er den „Wickler“ im Alter von 12 Jahren von seinem Vater gelernt hätte, der es wieder von seinem Großvater hätte. Mit der Neuhäuselwirtin zusammen tanzte er dann den Tanz. Leider ist der alte Mann seither abgestorben und ich konnte nur mehr Bruchstücke aus dem Gedächtnis derer, die damals zugegen waren, in Erfahrung bringen. Der allgemeine Eindruck war ein erstaunliches Drehen und Verwickeln der Arme, wobei man nicht erkennen konnte, wie er das zustande brachte. Herrn Weinstabl, der als ehemaliges Mitglied der Alpinia den Almtanz genau kannte, fiel es auf, daß die meisten Motive des Almtanzes vorkamen. Die Figuren des „Busserls“ und des „Fensterls“ fehlten freilich. Heißeufel drehte sich immer, wickelte und flocht von Zeit zu Zeit eine Figur ein. Das „Uebersteigl“ machte in diesem Tanz der Bursch und nicht das Mädcl (so im Almtanz). Wenn Herr Weinstabl recht hat, daß in dieser Figur eine Abbildung des Hereinsteigens des Burschen durch das Fensterl zu erblicken ist, so wäre die Ausführung durch den Burschen viel logischer. Zu beachten bleibt freilich, daß beide Formen vorkommen (im oststeirischen und im Kärntner Ländler steigt beispielsweise das Mädcl über). Von den erkennbaren Momenten des Almtanzes erinnerte sich Herr Weinstabl noch an folgende:

Die „Kopfkreuzstellung“: beide Hände gefaßt (nicht übers Kreuz); nun hebt der Bursch seine linke Hand mit ihrer rechten über seinen Kopf in den Nacken und gibt seine rechte mit ihrer linken Hand über ihren Kopf, so daß sie auf ihrem Nacken ruht; beide stehen nebeneinander und drehen sich in dieser Stellung, wobei sie sich anblicken. Ferner das „Joch“ (wie im Feistritzer Ländler, Zoder, Altösterr. Volkstänze III. Seite 5). Der „Sprung“: Wenn der Bursch das Joch gemacht hat, wo er seine linke Hand auf seinem Nacken ruhen hatte hebt er die Hand wieder über den Kopf, geht Rücken an Rücken vorbei auf die andere Seite des Mädels, wobei seine rechte Hand gehoben werden muß, während die linke herunter kommt. Der Bursch kniet nun auf der linken Seite des Mädels einen Augenblick nieder und schaut sie an. Seine Linke ruht auf dem Rücken des Mädels (mit ihrer rechten Hand), während er seine Rechte

¹¹⁾ Vgl. R. Wolfraam, Volkstanz — nur gesunkenes Kulturgut? Berlin, Zeitschrift für Volkskunde 1931.

mit ihrer Linken über seinem Kopf in der Luft hält. Dieses Hinübertreten muß sehr rasch geschehen, daher der Name Sprung. Dann steht der Bursch wieder auf, dreht das Mädel aus, geht ins andere Joch und macht von da aus den Sprung nach der anderen Seite. Daran schließt sich das „Schauen“, welches dem „Herzerl“ im Feistritzer Ländler entspricht. Dabei hat sie den Burschen anzuschauen. „Brustkreuzstellung“ (Mühle): Beide stehen nebeneinander, in die gleiche Richtung blickend, und halten die Arme vorne übers Kreuz gefaßt (rechts über links). Aus dieser Stellung dreht sich der Bursch zu einer Figur ein, die dem „Heiraten“ des Kärntner Ländlers verwandt ist. Der Bursch dreht sich gebückt, mit dem Rücken voran, unter den gefaßten Händen in der Richtung des Linkswalters und zwischen die Hände hinein, so daß er seine rechte Hand mit ihrer rechten auf seinem Rücken hält, während seine linke Hand ihre linke unter seiner rechten Achsel faßt. In dieser Haltung wird rundgetanzt. Dies war die letzte Figur des Altenmarkter Wicklers, der nach dem Ausdrehen durch ein Auflüpfen des Dirndls abgeschlossen wurde.

Wenn es sich bei diesen Nachrichten auch nur um Bruchstücke handelt, so ist der damit erbrachte Nachweis der geschilderten Figuren als echt und alt doch überaus wertvoll. Mit Heißeufels Großvater kommen wir nämlich doch bis an die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert zurück. Die „ländlichen Tanzmeister“, welche P. J. Bloch in einer vielumstrittenen Arbeit¹²⁾ für die figurenreiche Ausarbeitung des Ländlers etwa in den letzten 50 Jahren verantwortlich macht, stimmen nicht ganz. Mit Hilfe der Sprachinselforschung gelang es mir ferner in den letzten Jahren oberösterreichische und Salzkammerguter Ländlerformen bis an den Anfang des 18. Jahrhunderts zurückzuverfolgen, also in eine Zeit, in welcher das Vorhandensein des Ländlers vielfach angezweifelt wurde und aus der man nicht die geringsten figuralen Andeutungen besaß¹³⁾. Zu seiner Annahme veranlaßte Bloch wohl das Wirken J. Daigl's in Judenburg¹⁴⁾, welcher 1909 unter Benützung von Motiven aus verschiedenen „Steirischen“ einen großen Einheitssteirischen komponierte, der stark auf Schauwirkung eingestellt ist und das Gefüge des alten Steirischen gänzlich zerreißt. Eine Reihe von Figuren wurde auch von Daigl hinzuerfunden. Im oberen Murtales, wo Daigls Steirischer gelehrt wurde, versicherten mir die Bauern, daß sie ihren gewohnten Tanz auf die neumodische Art

¹²⁾ „Der deutsche Volkstanz der Gegenwart“, Hess. Bl. f. Volksk. 1926 und 1927.

¹³⁾ Mein Aufsatz „Die Frühform des Ländlers“ wird in Kürze in der Zeitschrift für Volkskunde, Berlin erscheinen.

¹⁴⁾ Der steirische Figurentanz, eine leichtfaßliche Anleitung zur Erlernung des steirischen Nationaltanzes.

nicht tanzen könnten, da das Tempo, der Schritt und alles verändert wäre.

Noch ist es aber nicht zu spät, den unglaublichen Reichtum an verschiedenen Ländlern und Steirischen in ihrer Sonderart zu erfassen. Freilich wird man nicht mehr allzu lange warten dürfen. Einen schönen Beweis lieferte mir die Aberseer Gegend. An einem einzigen Punkt fand ich dort nicht weniger als drei neue Figurentänze, den „Aberseer Landla“, den dortigen „Steirer“ und den eigentlichen „Aberseer“ oder „Schleunigen“, deren Beschreibung hier abschließend mitgeteilt werden soll¹⁵⁾. Besonders wertvoll scheint mir der „Schleunige“ zu sein, der nur mehr von der älteren Generation getanz wird. Er ist gar nicht leicht und „s Weibl muass guat tanzn kenna, sist bist vaschniebn“. Infolge seines Tempos ist auch der Name „Wadschinda“ nicht ganz unberechtigt. Der Schleunige, wie er im verhältnismäßig kleinen Gebiet des Salzkammergutes noch anzutreffen ist, bedarf in seinem Aufbau noch einer eingehenden Untersuchung; denn die Mischung der suitenhaft aneinander gereihten Elemente ist recht seltsam. Das Singen und Paschen stimmt mit dem „Steirer“ überein. Freilich hebt sich die Musik des „Schleunigen“ klar von den Ländlern und Steirischen ab. R. Z o d e r hat in Erwägung gezogen, ob es sich beim Schleunigen nicht um eine Vorform des Ländlers handeln könnte. Das wäre insofern durchaus möglich, als der schnelle Rundtanz, von welchem ja der Name abgeleitet wurde, an alte Formen dieser Art anknüpfen könnte; solche sind ja oft belegt. Die Volta ist eine der bekanntesten. Andererseits hat es fast den Anschein, als ob das Paschen und Singen doch in den Schleunigen von den Steirerformen her eingedrungen wäre. Die Tempobeschleunigung, welche das Singen und Paschen beim Schleunigen gegenüber dem Steirischen erfährt, ist so stark, daß die Textdeutlichkeit beim Singen leidet und das Paschen beinahe einem Raketenfeuerwerk gleicht. Ich habe nicht den Eindruck, als ob dies das Ursprüngliche wäre. Dann haben wir noch als besonderes Element den eingeschobenen Kettentanz. In Ebensee heißt er „Loatabam“. Dort tanzt man ihn nach dem zweiten oder dritten Ländler und läßt auf ihn den Schleunigen folgen, der sich aus derselben Melodie entwickelt. Auch in Strobl ist das Schneckendrehen bezeugt. Wir haben hier also die uralte Ver-

¹⁵⁾ Die Melodien zu diesen Tänzen werden in der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“ erscheinen. Mondsee hat bereits eine andere Ländlerform, die in diesem Sommer von anderer Seite aufgezeichnet wurde.

bindung des langsameren Vortanzes und des raschen Nachtanzes. Doch kann der Kettentanz an dieser Stelle auch spätere Einfügung sein, welche vielleicht eine andere Form verdrängt hat. In sehr großen Gebieten bildet der Kettentanz des Schneckendrehens und des Auslaufes um das Haus nämlich einen eigenen Tanz. Ich konnte das von unseren Gegenden über ostdeutsche Sprachinseln bis nach Skandinavien verfolgen, wo diese Form als alleinstehender Tanz besonders reich vertreten ist¹⁶⁾. Als Kern bleibt jedenfalls der rasche Drehtanz mit dem eingeschalteten Gehen, wofür ich bei der Zergliederung der Schwerttänze den Namen „Pausen oder Rastfigur“ vorgeschlagen habe. Beim Schwerttanz handelt es sich meist um einen Lauf in der Runde, welcher dem Vortänzer Zeit geben soll, die kommende Figur zu überdenken, ohne daß die rasche Bewegung der tanzenden Kette abrisse. Beim Schleunigen soll das Gehen wohl einige Erholung von der Drehfigur gewähren, wie es auch im schwedischen „Slunga“ notwendig ist. Auch der „Hambo“ hat aus diesem Grunde eine offene Zwischentfigur. Der Aberseer „Steirer“ ist wie der „Landla“ eine hübsche und einfache Form. Von besonderem Interesse ist die Geradtaktigkeit des Landlas, welche ja in Oberösterreich (Innviertel) zu Hause ist. Die Ausstrahlungen dieser Erscheinung sind jedoch noch lange nicht genau bekannt und dieser in den Figuren besonders altertümliche Tanztypus bringt der Forschung noch manche Ueberraschungen. Bemerkenswert ist es, daß auch der Schleunige fast geradtaktig gespielt wird, trotzdem man ihn im Dreiertakt schreibt.

„Der Aberseer Steirer“.

1. Der Bursch geht mit Wechselschritten vorwärts und dreht dabei das vor ihm befindliche Dirndl, das ihm die linke Hand gibt, mit seiner linken Hand in der Linkswalzerichtung.
2. Dann führt er sie vor sich vorbei und um sich herum, so daß sie dicht hinter ihm zu stehen kommt. Seine linke Hand hat er nun (mit ihrer linken) auf seiner linken Schulter ruhen, die rechten Hände werden unten seitwärts gefaßt (Arme hängen lassen). In dieser Stellung gehen sie einige Schritte vor, wobei meist gesungen wird. Manchmal drehen sie sich auch in dieser Stellung in der Linkswalzerichtung.
3. „Walgen“; beide drehen sich mit gefaßten Händen in entgegengesetzter Richtung, er dreht erst sie und folgt dann mit seiner Drehung nach.
4. Als Uebergangsf figur, welche beliebig kurz oder lang gemacht wird, geht der Bursch hinter dem Mäd el; beide Hände sind gefaßt; sie hält ihre Hände

¹⁶⁾ Zahlreiche Beispiele bei H. Grüner Nielsen, Vore aeldste Folkedanse, Kopenhagen 1917.

halbhoch, etwas über den eigenen Schultern. Im Vorwärtsschreiten dreht der Bursch das Mädäl ganz leicht etwas nach links, gerade so viel, daß er sie etwas ansehen kann, dann wieder nach rechts.

5. Drehen des Mädels wie Fig. 1.
6. Mädäl hinter und neben dem Burschen wie Fig. 2.
7. Walgen.
- 7a Unter Umständen wird hier ein Stück walzerartiges Umtanzen eingeschoben.
8. Die Burschen lösen die Fassung, treten in der Mitte zu einem Kreis zusammen, singen und paschen darauf. Dabei walzen die Mädchen zu zweit um die Burschen herum. Dann beginnt der Tanz von vorne.

„Der Aberseer Landla“.

Paare im Kreis, die Burschen mit dem Rücken gegen die Tanzrichtung (gegen die Sonne), die Dirndln in die Tanzrichtung blickend; beide Hände habnoch gefaßt (Unterarme waagrecht, etwa eine Armlänge Abstand zwischen den Partnern).

1. Mit Wechselschritten wird im Kreis gegangen, der Bursch beginnt links, das Mädäl rechts. Bei jedem Wechselschritt werden die beiden Arme etwas seitwärts geführt und zwar auf dieselbe Seite, wo ausgeschritten wird.
2. Zum zweiten Teil der Musik läßt der Bursch die rechte Hand des Mädels aus und dreht sie mit der linken Hand einmal gegen die Sonne (Linkswalzerichtung), läßt dann auch die zweite Hand aus und geht mit schwingenden Schritten in der Tanzrichtung. Er kann sich dabei auch enigemale mit der Sonne um sich selbst drehen. Das Mädäl ist nun hinter ihm und dreht sich etwa dreimal gegen die Sonne um sich selbst.
3. Dann gibt sie dem vor ihr befindlichen Burschen die linke Hand (in seine rechte), der führt sie in einem Bogen vor sich, bis sie ihm zugewendet ist und nun fassen sie sich zum Rundtanz. Die Fassungen sind verschieden. Entweder hält er mit seiner rechten Hand ihre linke Hand (beide Arme gestreckt nach unten), seine linke Hand ruht auf ihrer Hüfte, sie läßt jedoch die rechte Hand einfach ohne Fassung herabhängen. Oder: Fassung mit beiden Händen. Die Partner stehen etwas seitlich nebeneinander, sie legt ihre rechte Hand mit gestrecktem Arm auf seine linke Schulter, er faßt ihre Hand (sein linker Arm also gebogen); seine rechte Hand ruht (gestreckter Arm) auf der linken Hüfte des Mädels, wo sie ihre Hand auf seine legt. Rundtanz in der Linkswalzerichtung.
4. Rundtanz in der Rechtswalzerichtung. Immer die schwingenden Gehschritte. Nur in der ersten Figur werden Wechselschritte verwendet. Nun Wiederholung der Figuren 1—4.
5. Die Burschen bilden einen Innenkreis und gehen rückwärts (Gehrichtung mit der Sonne). Dabei legen sie ihre linken Hände auf die Achseln der Vordermänner. Mit der rechten Hand führen sie das Mädäl an ihrer linken Hand, welches vorwärts geht (halb neben ihm, halb vor ihm). Dabei werden Gstanzln gesungen.
6. Auf den ersten Takteil der neuen achttaktigen Periode springen alle Burschen gleichzeitig beidbeinig auf (etwas seitwärts gegen die Mitte zu), wobei sie oft einen Juh-Schrei tun. Darauf 8 Takte paarweise Rundtanz.

7. Die Burschen lassen aus, stellen sich in der Mitte zusammen, singen und paschen, während die Mädchen paarweise um die Burschen herumwalzen. Es folgt gewöhnlich: Singen, Paschen, Singen, zweites Paschen zwei Perioden lang.

Dann geht der Tanz mit den ersten vier Figuren wieder an und wird beliebig fortgesetzt.

„Der Aberseer Schleunige“.

Aufgezeichnet beim Vietzbauern.

1. Aufstellung wie bei Fig. 5 des Landlas. Die Burschen gehen mit schwingenden Schritten nach rückwärts, die linken Hände auf die Schulter des Vordermannes gelegt, führen an der rechten das Mädcl (an ihrer linken Hand). Dabei werden Vierzeiler gesungen, zwischen einem Vierzeiler und dem nächsten immer ein Stück stummes Gehen. Etwa 4 Vierzeiler werden gesungen. Der Beginn ist so, daß die Musik einsetzt und spielt. Während des ersten Achttakters finden sich die Burschen und Mädcln zusammen, schließen den Kreis und beginnen zu gehen.
2. Springen der Burschen. Haltung unverändert. Alle Burschen schreiten beim ersten Taktteil mit dem rechten Fuß etwas nach rückwärts aus und springen dann beidbeinig auf. Dabei wird genau im Takt des Ausschreitens und Springens „Hui jui“ geschrien.
3. Nach 8 solchen Sprüngen erfolgt der paarweise Rundtanz. Die Partner legen sich gegenseitig die Hände auf die Schultern und stehen etwas seitwärts voneinander. Die Drehrichtung ist immer die des Rechtswalters. Das Mädcl macht sehr rasche kleine Wechselschritte. Auf jeden solchen Wechselschritt macht der Bursch zunächst nur einen Schritt, wobei er den anderen Fuß etwas im Knie abbiegt und hebt. Das Drehen geschieht sehr rasch. Nachdem sie einige Schritte so getanzt haben und gleichsam in das rasche Drehen hineingekommen sind, beginnt das Springen der Burschen. An die Stelle der einfachen Schritte tritt ein Ausschreiten mit dem rechten Fuß und auf die nächste Dreierperiode ein beidbeiniges recht hohes Aufspringen. Es wird immer mit dem rechten Fuße ausgetreten. Dabei schwingen sie sich sehr rasch im Kreise, die Burschen jucherzn oft.
4. Singen und Paschen wie beim Landla, nur rascher.
5. Fassung und Gehen wie Fig. 1, aber nur zwei Vierzeiler lang.
6. Auslaufen. Alle Tänzer fassen einander zu einer langen Kette, die vom ersten geführt wird, Kreisrichtung mit der Sonne. Es wird eine Schnecke eingedreht, welche der Vortänzer wieder durch Gegenzug auflöst. Dann geht's bei der Türe hinaus, um das Haus herum und wieder hinein. Abermals wird die Schnecke eingedreht und durch Gegenzug wieder aufgelöst.
7. Paarweiser Rundtanz wie Fig. 3.
8. Singen und Paschen. Mit den geschilderten Figuren kann der Tanz nach Belieben fortgesetzt werden.

Nach freundlicher Mitteilung von Dir. R. Z o d e r wird beim Strobler Schleunigen nicht nach rückwärts, sondern nach vorne gegangen. Dabei markieren die Burschen den Takt durch rasche Stampfschritte auf jede Viertelnote.

Die Vierzeiler sind für alle drei Tänze die gleichen. Einige Beispiele:

Aber hab die stad, hab die stad,
daß' di net abidraht,
über mei Habernfeld
gehts a weng schnöi (schnell).

Alsdann Buam rüahts enk na,
heit kemman' d' Hirzinga,
nehman enk d'Menscher weg,
aft habts an Dreck.

In Summa in Alma,
in Herist (Herbst) in Wald
und in Winta in Kuahstall
is a net gar kalt.

Han a Gams ahigschossn
von da Hebirigschneid,
hat mi 's Hoamtragn vadrossn,
hab 's wieder hingheit (hingeworfen).

Schmeiß i mein Huat in Bach
und schwimm eahm selber nach,
weil mi mei alter Schatz
gar neamma mag.

Aber hab amal pstn ghört
hinta an Zaun;
bal i no amal pstn hör,
geh i aussu und schau.

Bald schiaß i a Gamsal,
bald schiaß i a Reh,
bald schiaß i a Dirnderl
und tua ihr net weh.

Mei Schatz is a Müllna,
tuat Tag und Nacht mahln,
und jetzt is ma der Talpatsch
in d'Mehlgruabn gfalln.

Zur Entstehung und Kulturgeographie der deutschen Hirtenspiele.

Von Leopold Schmidt.

Während in der Sachvolkskunde die zusammenschauende und vergleichende Arbeit längst in ihrer Bedeutung erkannt worden ist, hat man auf dem Gebiete der geistigen Volkskunde und vor allem in der Volksdichtungsforschung diese Arbeitsweise fast noch nie angewendet und nicht zuletzt dadurch die etwas außenseitige Stellung dieses Zweiges der Volkskunde hervorgerufen. Ohne Verkennen der volklichen Besonderheiten muß jedoch auch hier die vergleichende Methode gefordert werden, welche vor allem die historische Vertiefung in einem Grade ermöglichen kann, wie er bei zu engem Gesichtsfeld unerreichbar erscheint. Ein Gebiet, nämlich Märchen und Schwank, haben bisher die Wichtigkeit der vergleichenden Methode bezeugt; die übrigen, vor allem die weiten Strecken der poetischen Volksüberlieferung, wurden davon nicht berührt.

Dabei bildet aber zum Beispiel ein großes Gebiet der geistigen Volkskultur, das europäische Volksschauspiel genau so eine gewisse Einheit über die Volksgrenzen hinaus, wie dies bei den Sachkultur Gütern der Fall ist. Das Recht, von einem europä-

ischen Volkschauspiel zu reden ergibt sich aus dem Tatsachenmaterial. Die Christianisierung des Abendlandes schuf eine Kulturschichte, welche durch die besondere Betonung einiger Hauptfeste charakterisiert wird. In der frühmittelalterlichen Kulturwelt wurde für diese Festzeiten ein im Anfang kirchliches Ritual von dramatischem Wesen geschaffen, das die Blütezeit des geistlichen Schauspiels in den germanischen und romanischen Ländern hervorrief, die etwa bis zur Reformation währte. Die Geschichte dieser Schauspiele ist bisher stets von rein philologischem Gesichtspunkt aus betrachtet worden. Eine spätere volkskundlich eingestellte Literaturwissenschaft wird zu zeigen haben, welche zentrale Stellung diese Aufführungen im Volksleben einnahmen und in wie tiefe Schichten sie schon im Mittelalter reichten. Für diese Epoche ist das ständige Ineinanderspielen der Einflüsse über die Volksgrenzen hinweg bekannt. Für die unmittelbare Fortsetzung dieser Tradition dagegen, für das sogenannte jüngere Volkschauspiel hat man von solchen Einflüssen und Einflußmöglichkeiten kaum schon je gesprochen. Dabei gibt es aber hier genug Probleme, die nicht durch die Erforschung der deutschen Innenentwicklung allein gelöst werden können. Die Volkschauspielforschung in den außerdeutschen Ländern ist nicht sehr beträchtlich. In der großen Epoche der französischen Mysterienforschung lenkte sich das Augenmerk einiger Forscher wohl auch auf das Volkschauspiel ihrer Zeit, doch scheint diese Forschungstradition nicht fortgesetzt worden zu sein, obwohl offenbar noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bedeutsame Schauspiele aufgeführt worden sein müssen, unter anderem auch mehrtägige Passionsspiele ähnlich wie bei den Rhätoromanen. In Südfrankreich und der Provence gibt es jedenfalls noch Weihnachtsspiele. Als sonstige Spielgebiete kommen Gegenden, die auch sonst als volkskundliche Rückzugsgebiete bekannt sind in Betracht, so die Bretagne, der französische Pyrenäenanteil, die Grafschaft Artois und Flandern, von wo bisher am meisten veröffentlicht wurde. Vom Volkschauspiel Italiens wird sehr wenig berichtet, bis auf Neapel und Sizilien. Vermutlich lebt noch vieles weiter, da die sehr lebhaft mittelalterliche und nachmittelalterliche Spieltätigkeit kaum ohne Tradition zugrunde gegangen sein dürfte. Lebhaft scheint das Volkschauspielleben der Pyrenäenhalbinsel. Die große Tradition, religiöse Ueberlieferungen durch Schauspiele zu verherrlichen, scheint vom Mittelalter her nicht abgerissen zu sein. Ständig frisch belebt und durch

keine Glaubensspaltung bedroht, sehen wir die Blüte der geistlichen Festspieldichtung im 17. Jahrhundert; die Lust am Schauspiel zeigt sich in den figurierten Prozessionen nicht weniger als in kleinen Volkschauspielen.

Dem europäischen Kulturgefälle nachgehend ist noch ein kurzer Blick auf den Osten zu werfen. Das Schauspiel der Slawen und Ungarn ist besser erforscht als man annehmen sollte. Da es jedoch als Quellgebiet für Anregungen auf das deutsche Schauspiel nur in Ausnahmefällen in Betracht kommt, so sei hier davon abgesehen.

Die vorangehende Uebersicht sollte nämlich von allem einen Blick auf die Einflußmöglichkeiten vermitteln, die ständig berücksichtigt werden müßten, sowohl wenn es um die Betrachtung von größeren Einheiten geht als auch bei der Erforschung von Einzelfällen. Damit gelangen wir auf die wichtigsten Möglichkeiten der heutigen Volkschauspielforschung überhaupt, soweit sie für die Gesamtvölk Kunde von prinzipieller Bedeutung sind. Aus dem Stadium des Abdruckes jeder neu gefundenen Fassung, welche weiterhin unbeachtet bleibt, tritt unsere Forschung nämlich allmählich in die Phase der überschauenden Betrachtung von Texten und Gruppen mit der Tendenz nach historischer Vertiefung. Diese Gruppen können nun verschiedener Art sein: Entweder handelt es sich um die Betrachtung des Kulturgutes einer Landschaft oder einer sonstigen Einheit oder aber es handelt sich um die Erkenntnis einer Schichte und der ihr eigenen Gattung. Im letzteren Fall, von dem hier im weiteren ein Beispiel geboten werden soll, stehen dann drei Fragen im Vordergrund: Nach *W e s e n*, *H e r k u n f t* und *V e r b r e i t u n g*, also nach Ausdehnung und Tiefe, sowohl der Schichte wie der sie bildenden Elemente.

Als *H i r t e n s p i e l* wurden schon viele Szenen und topische Stellen in Spielen wie auch ganze Spiele selbst verstanden. Um zu einer Abgrenzung der einzelnen Gattungen zu gelangen, wäre es wünschenswert, ihren stofflichen Inhalt jedesmal so prägnant zu bezeichnen, daß stets wieder nur dieselbe Gattung verstanden werden kann. Demnach wäre die Gattung Hirtenspiel nur jene Szene oder Szenenfolge, welche die Hirten von Bethlehem zeigt und zwar vor der Anbetung. Die Anbetung bildet meist schon stofflich ein eigenes Ganzes. In ähnlicher Weise müßten auch die übrigen Szenen, welche zu einem Stoffkreis gehören, bezeichnet werden. Im Falle des Hirtenspieles handelt es sich demnach um jenen Stoff,

dessen evangelische Grundlage Lucas 2, 8—15 bildet. Ein so bestimmtes Hirtenspiel kann nun hauptsächlich in zwei Formen auftreten: Als Szene in einem größeren Spiel oder als eigenes Spiel. Die Entwicklung der ersteren Gattung gehört eigentlich nicht hierher; sie wird im folgenden nur als Zeugnis für das Wachstum der zweiten Gattung, des Hirtenspieles im engeren Sinn, heranzuziehen sein.

Diese nun gehört zu den Volksschauspielen, die eine Handlung aufweisen (im Gegensatz zu den handlungslosen, also etwa den Adventspielen). Die Hirten befinden sich auf dem Felde und beschäftigen sich vielfältig. Der Abschluß wird meist durch das Erscheinen des Verkündigungsendels gebildet. — Da die Volkstexte nur sehr schwer datierbar sind, so nimmt es nicht wunder, daß bisher über das Alter dieser Spiele kaum gesprochen wurde. Im Allgemeinen scheint die Meinung zu herrschen, daß sie ein Produkt der geradlinigen Entwicklung von den liturgischen Spielen des frühen Mittelalters her seien. Eine Betrachtung der mittelalterlichen Spiele allerdings zeigt, daß die Szene dort eigentlich gar nicht vorhanden ist. Die Hirten werden kaum eingeführt und schon ist der verkündigende Engel da und weist sie nach Bethlehem. So steht es in St. Gallen, so beim Niederhessischen Spiel und dem ihm eng verwandten Sterzinger, ganz ähnlich in der betreffenden Szene der Künzelsauer Prozession. Damit die reich ausgebildeten Spiele in Zusammenhang zu bringen, wie sie so oft als typische Vertreter des anachronistischen und ebendeshalb so volksmäßigen Elementes der deutschen Weihnachtspiele angesprochen wurden, scheint kaum denkbar. Das Jahrhundert der Reformation muß nun wohl die Quellzeit der Szene gewesen sein, da die ersten volksmäßigen Hirtenspiele dem Anfang des 17. Jahrhunderts zugeschrieben werden. Jene vier Spiele, die Weinhold besaß und sie einem bayrischen Dichter des beginnenden 17. Jahrhunderts zuwies, gehören — besonders das letzte¹⁾ — jedenfalls hierher. Die Schauspiele des 16. Jahrhunderts aber scheinen gerade hier meist von einer Trockenheit, die sich kaum so schnell in die warme Ueppigkeit der Hirtenszenen des nächsten Jahrhunderts wandeln konnte. Bezeichnend ist Hans Sachs' Spiel von 1557²⁾ dafür. Ein eigenes

¹⁾ K. Weinhold, Weihnachts-Spiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien (Wien 1875), Seite 184.

²⁾ Hans Sachs, hg. von A. v. Keller, 11. Bd., Seite 162 ff. (= Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart. CXXXVI).

Spiel, daß nur diese Szene bringen würde, ist mir aus dem 16. Jahrhundert überhaupt nicht bekannt, und doch wäre es wohl Voraussetzung für die spätere Entwicklung. Die häufig vertretene Annahme, daß ähnlich den stark zerspielten Einschüben in Adventspiele — besonders in Nordböhmen — diese Hirtenspiele nur Bruchstücke von größeren Spielen seien, weist sich bei eingehender Betrachtung eines solchen Spieles von selbst zurück. Unwillkürlich lenkt sich daher bei der Sprödigkeit der deutschen Entwicklung der Blick nach Anregungsmöglichkeiten auf das außerdeutsche Schauspiel, wo nun tatsächlich schon um 1480 in Spanien ähnliches begegnet. Die Weihnachtseklogen etwa Juan del Encinas³⁾ erscheinen als derart ähnlich, daß man sie nur als spanische Hirtenspiele ansprechen kann: Auch hier die Situation wie bei den späteren deutschen Spielen — die Hirten werden vor der Verkündigung gezeigt und beschäftigen sich mit allerlei, schwatzen und singen. Auch hier besteht die Möglichkeit, daß der Verkündigungengel ausbleiben kann; meist erscheint er freilich sinngemäß, so in der 9. Ekloge des Encina⁴⁾ (1498), in der Hirtenszene der „Vita Christi“ des Fray Inigo de Mendoza (15. Jahrhundert⁵⁾), in der Weihnachtsfarsa des Fernando Diaz (gedruckt 1554⁶⁾) und in anderen. Zeitlich wie örtlich nun scheint der Sprung unvermittelbar groß: Wie sollen diese spanischen Spiele, die letzten Endes im Entwicklungsprozeß der geistlichen Kontrafakturen von Vergilschen Eklogen stehen, auf das deutsche Volksschauspiel von Einfluß gewesen sein? Der Weg dürfte weniger schwierig sein als er im ersten Augenblick erscheint. Wie so manches antike Erbe und romanisches Gut ging auch diese Ueberlieferung den Weg über die kirchliche Vermittlung. Die Ordensbühne, das Werkzeug der Gegenreformation scheint dem deutschen Volksschauspiel nicht nur seine Erneuerung auf dem Gebiete des Legendenspieles und die Stoffe dazu vermittelt zu haben, sondern auch diese Bereicherung. Leider fehlt es ja hier wie so oft bei der Beschäftigung mit dem Ordensdrama an direkten Zeugnissen; es scheint noch viel wissenswertes in Archiven und Bibliotheken zu ruhen, was zur Ausgestaltung eines Bildes des

³⁾ Eugen Kohler, Sieben spanische dramatische Eklogen (= Gesellschaft für romanische Literatur, Bd. 27), Dresden 1911.

⁴⁾ Kohler, Seite 18 ff.

⁵⁾ Kohler, Seite 80 ff.

⁶⁾ Kohler, Seite 179 ff.

Kulturlebens der Zeit notwendig wäre. Vom Ordensdrama kennen wir hauptsächlich die Texte und Nachrichten der großen Aufführungen. Die wohl alljährlich gespielten kleinen Weihnachtsspiele, unter denen sich auch Nachahmungen der spanischen Weihnachtseklogen befunden haben müssen, wurden nicht überliefert. Nur aus Wien sind Nachrichten von Jesuitenaufführungen von „Eklogae pastorales“ aus der Mitte des 16. Jahrhunderts bekannt⁷⁾. Ein spätes Zeugnis für echte Hirtenspiele auf der geistlichen Bühne stellt die Nennung des Spieles „Die Hirten und die Engel“, 1640 in Salzburg⁸⁾ dar.

Die Verbreitung dieser Spieltype ist wie sie selbst bisher nicht erforscht, doch läßt sich nach den Textsammlungen wohl sagen, daß im allgemeinen das Alpenvorland in Bayern, Salzburg, Ober- und Niederösterreich das Hauptverbreitungsgebiet darstellt. Typische Texte sind für Bayern Wessen⁹⁾ und Seebruck¹⁰⁾, für Salzburg Laufen¹¹⁾, da das bei Süß stehende Hirtenspiel, das wohl der Gattung nach hierher zählt, einer späteren Schichte ebendieser Gattung angehört¹²⁾. In Oberösterreich fanden sich viele Spiele dieser Art, besonders aus dem Traunkreis¹³⁾ und dem eigentlichen Salzkammergut¹⁴⁾. In Niederösterreich kommt nur der westlichste Landesteil in Betracht, wo sich besonders das Spiel von St. Aegydt, das ursprünglich aus der Reichraminger Gegend stammt¹⁵⁾, heraushebt.

Diese Verbreitungsaufzeigung dürfte ebenfalls auf die oben angedeutete Herkunft hinweisen. Es ist die klösterreichste Gegend

⁷⁾ Nagl-Zeidler-Castle, Deutsch-Oesterreichische Literaturgeschichte, Bd. I, Seite 66.

⁸⁾ A. Kutscher, Das Salzburger Barocktheater (Wien 1924), Seite 116, Nr. 35.

⁹⁾ A. Hartmann, Weihnachtslied- und Spiel in Oberbayern (in: Oberbayerisches Archiv, Bd. 34), Seite 138 ff.

¹⁰⁾ Hartmann, Seite 113 ff.

¹¹⁾ A. Hartmann, Volksschauspiele in Bayern und Oesterreich-Ungarn gesammelt (1880), Nr. XII.

¹²⁾ V. M. Süß, Salzburgische Volkslieder (Salzburg 1865), Seite 261 ff.

¹³⁾ W. Pailler, Weihnachtslieder u. Krippenspiele, Bd. II. Nr. 445 u. 450.

¹⁴⁾ Pailler, Nr. 451, 452, 453, 455 u. a.

¹⁵⁾ In: Das deutsche Volkslied, 8. Jg. (1906), Seite 23.

des Landes, wo sich diese Spiele finden, zugleich die Gegend der reichsten Barockkultur, in die sich das Hirtenspiel gedanklich wie auch der Herkunft nach einordnet.

Die Gattung ist nicht ohne Weiterentwicklung geblieben. Das 17. Jahrhundert brachte nicht umsonst die Schäferpoesie hervor: Die einsetzende Schäferdichtung beeinflusste auch die Volksdichtung in ihrer Weise. War der erste Einfluß von anregender Bedeutung gewesen, so war dieser zweite nun nur mehr von formender Bedeutung. Typisch ist es, daß der erste Stoß die Bewegung ganz in heimisches Fahrwasser gebracht hatte. Nur so war es möglich, daß er auch lange nicht vermutet wurde. Erst der zweite im Zeitalter der stärksten Fremdländerei brachte nun auch die formalen Elemente, die sich in Vers- und Strophenbau wie in der Namentgebung vor allem äußern. Diese zweite Schichte der Hirtenspiele erstreckt sich bedeutend weiter als die erste. Auch die protestantischen Länder wurden davon beeinflusst, wie dies in den sächsischen Weihnachtspielen deutlich wird. Vergilsche Hirtennamen wie Korydon, Menalkas und Tityrus wurden besonders in Nordböhmen und Schlesien verwendet. Wohl durch die Vermittlung der deutschen Neusiedler gelangten solche Namen bis in die ungarische Weihnachtspieldichtung. Die deutsche Dichtung, welche inzwischen wie die spanische am Ende des 15. Jahrhunderts nun auch zur geistlichen Kontrafaktur der Schäferdichtung gegriffen hatte, wie etwa Friedrich von Spee in den Weihnachtseklogen seiner Trutznachtigall (1634), blieb auch nicht ohne Wirkung auf das nunmehr schon vielfach geschichtete deutsche Hirtenspiel. Die Entwicklung im 18. Jahrhundert zu verfolgen ist hier nicht der Ort. Es handelt sich dabei auch um Fragen rein liedgeschichtlicher Art; für das Gesamtbild am Beginn des 19. Jahrhunderts freilich ist auch diese Entwicklung, von der besonders die Verbreitung alter Texte durch Flugblattdruck und das Singen von Dialogliedern in den Kirchen hervorgehoben werden müssen, von größter Wichtigkeit.

Krankheits- und Wetterzauber.

Prof. Dr. Franz Schmutz-Höbarten.

Ein wichtiger Punkt in der Heilkunst meines Großvaters war die Zauberei.

Als ich wieder einmal auf Urlaub heimkam, da waren meine Augen entzündet und wässerten und brannten. „Du hast d' Blader“, konstatierte der Großvater, „die werd'n ma wend'n“. Ich mußte mich unter die Dachtraufe

stellen und er trat mir gegenüber und deklamierte feierlich: „Franz, du hast d'Blader. Na, es is koa' Blader, es is koa' Stern, da helfen dir die heiligen fünf Wunden des Herrn. Im Namen Gottes des Vaters (hier zog er mir die Augenhüllen auseinander und blies mir kräftig ins Auge), und des Sohnes (hier blies er wieder) und des hl. Geistes amen“ (hier blies er nochmals). So machte er es dreimal. „Hiatzt habn' wir's g'wend't, sagte er, „es wird bald guat werd'n“. In einigen Tagen war es gut, natürlich weil er die „Blader gewend't“ hatte.

Bösere Wunden bestrich er mit Vorliebe mit Schmer²⁾. Den Rest davon vergrub er unter den Dachtropfen und stieß das Messer, das er zum Schmieren verwendet hatte, in die hölzerne Scheunewand im Hof. Das mußte bei einer bestimmten Mondphase geschehen und bis zu einer bestimmten Mondphase mußte das Messer stecken bleiben. Wie lange, das verriet er nicht. Solche Geheimnisse staken mitunter mehrere in der Scheunewand.

Wenn ein Tier eine innere Entzündung hatte, so nahm er das „Brennawend'n“ vor. Er fuhr mit einer Pfanne, den Boden oben, über den Rücken des Tieres, indem er sprach: „I wend' den Brand mit brennheißer Hand; brinnender Brand, brennender Brand, brennheißer Brand. Hilf dir Gott Vater, Gott Sohn und Gott heiliger Geist, amen“.

Gegen das „Ausbiegen“, wenn einem Tier der Knochenkopf aus der Pfanne gegangen war, machte er aus einem Schmerstück neun kugelförmige Teile und rieb mit diesen das vorerst eingerenkte Bein ein, und zwar „ort oder „unpaar“, d. h. mit der 1. und 3., dann mit der 5. und 7., 9. und 2. Kugel usw. Neun Tage mußte dieses komplizierte Reiben vorgenommen und jedesmal über die zu heilende Stelle das Kreuz gemacht werden mit den Worten: „Helf dir Gott Vater, Gott Sohn und Gott hl. Geist, amen“. Half es nicht, so konnte sich der Doktor leicht mit den Schmerkugeln geirrt haben.

Wenn einem Pferd an einem Bein das Fleisch fiel, so übte der Großvater das „Schwundwend'n“.

Gingen in einem Haus die Kälber ein, so grub er zunächst unter dem Stalltürstock nach. Fand sich dort etwas Auffälliges, so hatte es gewiß jemand heimlich vergraben, um den Stall zu behexen, und es wurde sogleich entfernt. Fand sich nichts, so vergrub er ein Totenmaß (womit einem Toten die Truhe angemessen worden) unter dem Stalltürstock. Das sollte die Kälber vor dem Tode bewahren.

Besondere Stücke hielt der Großvater auch auf das Wettertreiben. Zog ein Gewitter auf, so nahm er sein Wetterbüchlein, in dem ein großes Metallkruzifix lag, und eilte ins Freie. Hier las er lange darin und machte beschwörende Bewegungen und Kreuzzeichen mit dem Kruzifix gegen das Wetter und hielt stand auch wenn der Regen niederschwallte und wütender Sturm die Bäume schwang. Selbst wenn die Blitze schon über dem Dorf dahinzüngelten und wilde Donnerstöße drohend an die Fensterscheiben fuhren, blieb er draußen, denn er durfte dabei unter kein Dach gehen. Wenn das Gewitter in seiner Bewegung stockte, als wisse es nicht, wohin es seinen

²⁾ Schmer = Bauchfilz.

Groll kehren solle, dann war nach seiner Meinung ein Wettertreiber jenseits der Stadt schuld daran, der es gleichfalls mit kräftigen Worten zu bannen suchte, sodaß es, von zwei Seiten gepackt, kopflos wurde und nicht wußte, wohin. Als er einst fort war, wurde in unserem Dorfe von einem Hagelschauer alles niedergedroschen und er war nun doppelt überzeugt, daß die Wetter seinen Beschwörungen gehorchten.

Der Großvater besaß auch ein Büchlein, mit dem man Geld und Gold in Massen herzuzaubern vermochte. Aber bei der Beschaffung dieser Herrlichkeiten waren durch vielfätiges Beten und Fasten, durch Beichten und Herumzaubern an abgelegenen Orten in der Mitternachtstunde, solche Schwierigkeiten gehäuft, daß er kaum versucht hat, den geldbringenden Höllengeist zu zitieren. Man hat auch nie eine sonderliche Geldzunahme bei ihm bemerkt, höchstens daß er hin und wieder in der Lotterie einmal ins Schwarze traf.

Tanzlauben in Siebenbürgen.

Von Richard Wolfram, Wien.

(Mit einer Abbildung auf Seite II.)

Mehrfach sind Tanzhäuser und Spieltennen vor allem in den westlichen Alpenländern Gegenstand der Beachtung gewesen¹⁾. Besonders wichtig werden sie ja durch ihre Beziehungen zum alten Männerhaus. Im Sarganserland ist das sogenannte „Knabenhaus“ bis in die Gegenwart der Sammelpunkt der Jungmannschaft. Interessant ist es nun, daß ich auch auf einer rumänischen Studienreise bei den Siebenbürger Sachsen auf Tanzlauben stieß, von deren Vorhandensein bisher nichts bekannt war. Sie sind meist in festem Ständerwerk aufgeführt, oft mit etwas erhöhtem, aber gewöhnlich ausgefülltem Boden. Ihr Name ist „dântssöpen“ (Tanzschuppen). Solche finden sich z. B. in Klein Scheuern und Stolzenburg, ja selbst im Hermannstädter „Jungen Wald“, wo sie bei Maifesten benützt werden. Anderswo werden die Tanzschuppen jedes Jahr neu aufgestellt. Das Ständerwerk wird im Winter ins Trockene gelegt. Beim Aufbau werden Dach und Wände dann aus Reisig geflochten. In Schässburg baut man fürs Maifest grüne Reisighütten „de kâ“. Auch in den umliegenden Dörfern wurden noch vor 60 Jahren solche Reisighütten von den Burschen errichtet, welche auch „şäden“ (Schatten) genannt wurden. Den Rumänen ist diese Sitte unbekannt. Es handelt sich hier sicher um altes Volksgut, das die deutschen Einwanderer aus ihrer Heimat mitbrachten.

Die Herstellung der Weidenpfeifen.

Von Karl Paganini, Wien.

Es ist eine bekannte Erscheinung, daß die volkstümlichen Sammlungen weit eher Reime aufweisen — man denke an die Geschichte der Volkslied-

¹⁾ A. Haberlandt in Buschans ill. Völkerkunde Bd. III, Stuttgart 1926; A. Dörrer, Die alten Tanzhäuser und Spieltennen in Tirol, Zeitschr. f. Volksk. N. F. III, Berlin 1931; ferner H. Schurtz, Altersklassen und Männerbinde 1902; S. Erixon, Samlingsplatser och bröllopsstugor hos den svenska allmogen, Studier tillägnade O. Almgren, Stockholm 1919.

forschung — als Melodien, daß aber auch diese noch eher aufgezeichnet werden, als Bewegung und Tanzform, was die Entwicklung der Volkstanz- und Kinderspielforschung bestätigt. Für das so häufige alleinige Aufzeichnen der Reime ist die Erklärung darin zu suchen, daß dies auch bei flüchtiger Sammelarbeit möglich ist und an den Sammler weit geringere Anforderungen stellt. Aus den gleichen Gründen finden wir in einer Unzahl von Veröffentlichungen die sogenannten „Bastlösereime“ zur Herstellung der Weidenpfeifen, aber nur sehr spärliche Beschreibungen der Herstellung selbst.

Das Pfeifchen, zu dessen Anfertigung vorwiegend die Sprüche gesungen werden, hat gewöhnlich etwa die Form der Abbildung 1). Es wird aus einem astfreien Zweigstücke des Flieders, der Weide, Linde, Birke, des Kastanien- und des Vogelbeerbaumes hergestellt. Die Herstellung fällt hauptsächlich in die Monate März bis Mai, wenn die Bäume „saftig“ sind.

Das Zweigstück wird auf die Länge von etwa 10—15 cm abgeschnitten. (Die Maße schwanken sehr; es gibt Felberwischbeln mit 80 cm Länge.) Bei r wird eine Rille gemacht, die die Rinde der Teile A und B trennt. Der Holzteil H bleibt in einem Stücke.

Vom zukünftigen Teile B werden die schraffierten Stücke a und b herausgeschnitten und weggegeben. Die linke Hand faßt das Pfeifchen an Teile A, dem zukünftigen Griffe, legt es an den Oberschenkel und dreht es während des Klopfens allmählich um die Längsachse. Die rechte Hand faßt die Messerklinge. Mit dem Messergriffe wird die Mantelfläche von B geklopft, bis sich der Bast vom Holze löst. Während des Klopfens befeuchtet man die Rinde, meist mit Speichel. Zu dieser Klopfbewegung werden die bekannten „Bastlösereime“ geleiert.

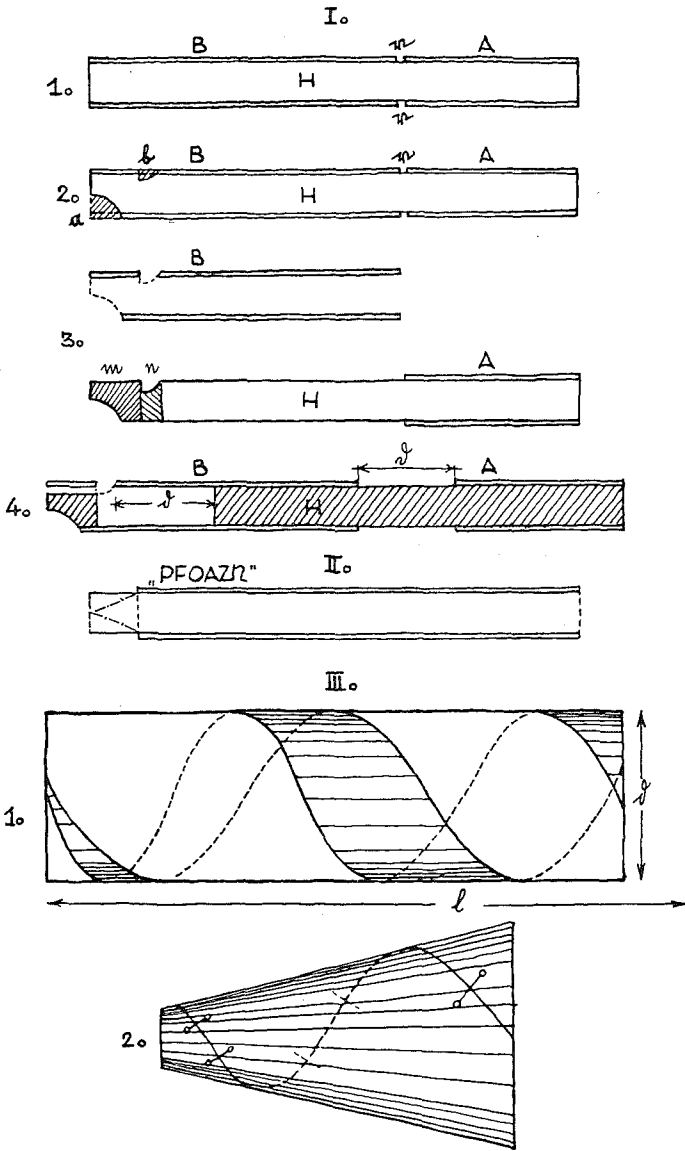
Ist B genügend geklopft, dann wird dieser Teil vom Holze heruntergedreht, was auch in den Reimen zum Ausdruck kommt. Damit das Abstreichen der Rinde handlicher ist, schneidet man vom Anfang an das Pfeifchen um die Strecke A länger. Es besteht nun, wie aus der Abbildung ersichtlich ist, aus 2 Teilen, dem Holzteile H als Griff mit der bei A noch anhaftenden Rinde (diese wird in manchen Orten schon zu Beginn einfach herunter gezogen) und dem Teile B. Manche Kinder schneiden die Stücke a und b erst aus, wenn der Bast gelöst und die Rinde ein wenig abgedreht ist, da gerade beim Schalloche die Rinde zu Beginn des Drehens leicht reißt.

Von H schneidet man die Teilchen m und n ab; m wird oben abgeflacht und dann von vorne an seinen früheren Platz in B gesteckt, womit das Mundstück fertig ist. n wird weggeworfen. H steckt man von hinten wieder in B hinein, und zwar soweit, daß d einige cm beträgt. Dann versucht der Spieler durch Verschieben von H den Ton zu finden, der ihm am besten gefällt.

Pfeifchen mit mehreren Schallöchern heißen Flauten.

Der gleiche Reim wird auch bei der Herstellung eines anderen Pfeifchens gesagt, wobei gelegentlich die Anrede „Pfeiferl, Pfeiferl geh“ in „Schudl“ oder Pfoazn“ geändert ist. Die Pfoazn hat eine ähnliche Herstellungsart wie das oben beschriebene Pfeifchen, doch ist sie einfacher. Die Rinde wird nach dem Klopfen abgedreht. Das Mundstück sieht hier anders aus. Es ist nicht abgeschrägt und erhält auch keinen Pfropfen. Die obere Rinde wird abgeschabt, wodurch nur ein dünner Zylindermantel bleibt, der zusammengedrückt wird. Während beim gewöhnlichen Pfeiferl der Ton durch

Zum Aufsatz: „Die Herstellung der Weidenpeifen“ von Karl Paganini in
 Heft 5/6 des 38. Jahrganges (1933), Seite 109—111.



die Schwingung der Luftsäule entsteht, wird er hier durch das vibrierende Mundstück erzeugt. Auch für die Pfoazn ist ein knotenfreies Rindenstück notwendig, da die Rinde sonst beim Herabdrehen Risse bekommt. Während die Felberpfeiferln etwa fingerdick sind, nimmt man für die Schudln dünnere Zweige. Dicke Zweige sind auch wegen der spröderen Rinde wenig geeignet. Ortsweise macht man die Pfeifchen auch ohne Klopfen — wenn die Bäume genügend saftig sind, läßt sich die Rinde oft sogleich abdrehen — oder man klopft sie ohne Spruch. Der Pfoazn ähneln noch einfachere Blasgeräte, die die Kinder aus Löwenzahnstengeln oder Getreidehalmen herstellen, indem sie durch Zusammendrücken des einen Endes das Mundstück bilden. Vom Halm darf natürlich nur ein knotenfreies Stückchen genommen werden. Auch ein eingeschnittener Federkiel dient zum Blasen.

Die Pfoazn nimmt man nicht nur als selbständiges Pfeifchen, sondern sie dient auch als Mundstück für ein größeres Blasinstrument, das oft den gleichen Namen führt, aber auch Hupen, Trompeten und ähnlich heißt. An einem etwa armdicken Weidenstamme wird die Rinde schraubenförmig eingeritzt, dann vom gleichen Punkte ausgehend ein zweites Mal, aber in einem anderen Winkel zur Achse des Stammes, so daß sich die beiden Ritzungen immer weiter voneinander entfernen. Der von ihnen eingeschlossene Rindenstreifen wird abgezogen, zu einem Stanizl (einer Tüte) gedreht und mit Dornen gefestigt. In das spitze Ende wird eine Pfoazn gesteckt und die Trompete ist fertig.

Durch persönliche Nachfrage war es leicht möglich, über die Herstellung der Pfeifchenarten in verschiedenen Gegenden Aufschluß zu erhalten. Derartiges wird ja nie durch Fragebogen erforscht werden können, sondern wie vieles andere am besten an Ort und Stelle. So enthielten die Einsendungen für den Deutschen Volkskundeatlas aus weit über 100 Orten Niederösterreichs Berichte über die Kinderpfeifchen, doch sind wie zu erwarten war, die Beschreibungen ihrer Herstellung unbefriedigend. Dafür ergeben sie bereits jetzt einen guten Ueberblick über die Namen. Die zuerst beschriebenen Pfeifchen heißen einfach Pfeiferl oder Felber, sonst Felber-, Weiden-, Birken-, Widl-, Maipfeiferl. Die Pfoazn führen noch die Namen Gegal, Trenal, Wanerl, Tschuli, die Trompeten nennt man noch Bühl, Drahpfoazn, Dudlsack, Halterbüll, Bühla und Trenagl. Die Namen werden auch übertragen. So bezeichnet „Pfeiferl“ auch, was wir sonst unter „Pfoazn“ verstehen und „Pfoazn“ ist oft die Bezeichnung für die „Trompete“.

Literatur der Volkskunde.

Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm.
 Neu bearbeitet von Johannes Bolte und Georg Polivka unter Mitwirkung von Walter Anderson, Max Böhm, Reidar Th. Christiansen, † Robert Gragger, Bernhard Heller, Georg Horák. Fünfter Band (Zur Geschichte der Märchen, IX—XIV. Register). 1932. Diederichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

Man wird wahrlich das Hochgefühl der Erleichterung begreifen, mit dem der bienenfleißige Herausgeber den Schluß der noch im vorigen Jahr-

hundert begonnenen Erneuerung der Anmerkungen zu den Grimm'schen Märchen der Öffentlichkeit übergibt. Ein ungeheures, der vergleichenden Märchenforschung in grundlegender Art dienendes Werk ist damit zum ge-
deihlichen Abschluß gebracht. Der vorliegende Fünfte und letzte Band be-
richtet über die Märchenaufsammlung in sämtlichen Ländern Europas in
seltener Vollständigkeit, wobei besonders die folkloristische Arbeit der
slawischen Völkerfamilie, sowie der finnisch-ugrischen Völker Rußlands in
großer Ausführlichkeit Darstellung gefunden hat. Es folgt ein Ueberblick über
die Märchensammlungen der Asiaten, der Afrikaner, Amerikaner und Ozeanier,
womit einer wissenschaftlichen Forderung der vergleichenden Märchen-
forschung gewissenhaft Rechnung getragen scheint. Von besonderem Wert
wird jedem Mitarbeiter an der Märchenforschung der letzte Abschnitt des
Bandes erscheinen dürfen, der die mannigfachen Theorien der Märchen-
forscher über Entstehung und Verbreitung der Märchen in ihrer geschichtlichen
Abfolge mit großer Objektivität behandelt. Ein dankbares Wort der Er-
innerung gebührt neben der bewundernden Anerkennung für Johannes Bolte
bei der Besprechung dieses Schlußbandes seinem verdienten Mitarbeiter an
dem gesamten Werke, dem vor kurzem verstorbenen Prager Slawisten Prof.
Georg P o l i v k a, dem namentlich die Bearbeitung des slawischen Märchen-
anteils zu verdanken ist.

Prof. M. H a b e r l a n d t.

Die Bauernarbeit im Ötztal einst und jetzt. Von Franz Josef G s t r e i n,
Bauer in Ötz. Im Selbstverlag des Landeskulturrates. Innsbruck.

Kenntnis der Arbeit unserer Bauern, namentlich der Bergbauern ist
nötig, um die Eigenart unserer Gebirgsbevölkerung, und im Besonderen des
Tiroler Volkes zu erfassen. In der vorliegenden Schrift liegt das Werk eines
tüchtigen Bauern aus einem Hochgebirgstal Tirols vor, der in seinem ange-
stammten Beruf verwurzelt, in tüchtigster Sachkenntnis das noch fortlebende
bewährte Alte in Arbeit und Wirtschaft festzustellen sich die ungewohnte
Mühe genommen hat. Seine eingehende Beschreibung der Bauernarbeit im
Ötztal, wie sie in der Vergangenheit war und wie sie heute geübt wird, ist
ein wertvolles Zeugnis zur Geschichte unseres Bauerntums und unseres
Volkes. Mit Recht sagt von dieser Schrift, die er veranlaßt hat, Prof.
H. Wopfner, sie sei eine Ehrenurkunde für unser Bauerntum und für den
Verfasser, der in klarer, anschaulicher und wahrhafter Darstellung den Kampf
schildert, den unser Bauerntum führt, um sich auf dem Boden der Heimat
zu behaupten. Dem Verfasser, sowie dem Landeskulturrat von Tirol gebührt
der wärmste Dank für diese, auch uns Volkskundlern lehrreiche Gabe.

Prof. M. H a b e r l a n d t.

Max Rumpf: Religiöse Volkskunde. (2. Band des Werkes:
Das gemeine Volk. Ein soziologisches und volkskundliches Lebens- und
Kulturgemälde in drei Bänden.) Verlag von W. Kohlhauser, Stuttgart 1933.

Unter religiöser Volkskunde versteht der Verfasser eine christlich-
religiöse Volkskunde vornehmlich des gemeinen Volkes als der Mutterschicht
des Deutschen Volkes. Gerade auf dem Gebiete christlicher Volksfrömmigkeit
hat sich ja das Volk durchaus nicht bloß darauf beschränkt, die Vorstellungen
und Bräuche kirchlicher Hochkultur einfach ohne eigenes Zutun hinzunehmen,

sondern das frische ungebildete, unverbildete gemeine Volk tritt hier als eigenkräftiger Mitschöpfer seiner religiösen Kultur aufs Eindrucksvollste hervor. In elf Hauptstudien wird der große Stoff auf das Lichtvollste und immer in voller Anerkennung des volkskundlichen Gutes behandelt. Nach dem einleitenden Uebersichtskapitel beschäftigt sich das 2. Hauptstück mit dem Verhältnis des Volks- und Offenbarungsglaubens; das 3. weiters („das Volk und die Gebote Gottes“) mit den Sozialnormen der Kirche, wie sie tief in die Volksart selbst eingedrungen und dem Volke gleichsam mit zur zweiten Natur geworden sind. Das vierte Hauptstück behandelt das Sakrament des Altars, wobei die Legendenbildung um Messe und Hostie, letzte Oelung und Taufe mitberücksichtigt erscheinen. Das fünfte Hauptstück handelt von den Sakramentalien, den Benediktionen und den Exorzismen, das sechste von Marien- und Heiligenverehrung, wobei viel volkstümlicher Brauch und Glaube auf historischer Grundlage ihre Darstellung finden. Im Gleichen beschäftigt sich das siebente Hauptstück mit den volkskundlichen Vorstellungen und Bräuchen, die an den Armenseelenglauben anknüpfen. Das achte Kapitel behandelt: Kinderfrömmigkeit und frommes Volksspiel, worauf zum Schluß das neunte Hauptstück eine zusammenfassende Deutung der religiösen Geistigkeit des gemeinen Volkes bringt. Das zehnte Hauptstück beschäftigt sich mit der protestantischen Volksfrömmigkeit, deren überwiegend unvolkstümliche Wesenszüge ihre unvoreingenommene Würdigung finden: die Bildungskultur des Protestantismus im Gegensatz zur religiös-weltlichen Volkskultur des Katholizismus. Im Ganzen ein überaus sachkundiges und von tiefer Würdigung der unvergleichlichen Wichtigkeit der religiösen Volkskultur durchdrungenes Werk, das jedem Volksforscher viel zu sagen hat.

Prof. M. H a b e r l a n d t.

Dr. V. Winkler — Hermaden: Bauer oder Landwirt. Eine Schrift für Bauern und bäuerliche Volksbildner. Verlag des Bundes für ländliche Volksbildungswesen, Klagenfurt 1933. 122 S., 45 Abb.

Das Büchlein, anregend und klar geschrieben, vermittelt Einfühlung in bäuerliches ständisches Wesen, seine Lebensgrundlagen, seine Einstellung zum städtischen Geist und sein besseres Ich, soweit es in alter Volkskunst und Ausdrucksgestaltung ihm zum Bewußtsein gebracht werden kann. Freilich bietet es darin nur allgemeine Leitgedanken und Grundsätze, Belege und Einzelzüge aus der Wirklichkeit sind mehr andeutend bearbeitet. Es ist eine vortreffliche Einführung für jeden Landlehrer und jedermann, der den Problemen der Volkskunde nachstrebt. Auch Jung-Bauern mögen es besinnlich lesen. Weiterhelfen wird dem Bauernstand zuvörderst aber der biblische Schweiß der Arbeit und die starke Faust in Haus und Wirtschaft. Dem Buch ist ansprechender Bilderschmuck sowie eine Auswahl empfehlenswerter Bücher beigegeben.

A. H a b e r l a n d t.

Childrens toys of yesterday. Herausgegeben von C. G. Holme. Special Winter Number of „The Studio“. 128 Seiten mit Bildern.

Ein vorzüglich zusammengestelltes Heft das „Studio“ bringt eine geschmack- und gehaltvolle Uebersicht über altes Spielzeug. Vom Altertum bis zur Neuzeit ist verschiedenartiger Stoff zusammengetragen. Grabbeigaben,

exotische Beispiele fehlen nicht. Mit volkstümlichen Arbeiten ist Süd- und Mitteldeutschland recht gut vertreten, teilweise auch der slawische Osten. Prächtig ist die Auswahl aus den kulturgeschichtlich so bemerkenswerten Puppenhäusern seit dem 16. Jahrhundert, beachtlich auch für den Kulturforscher die Mechanisierung des Spielzeugs, die im 19. Jahrhundert kleine Marionettenszenen entwickelt. Auch dem fortgebildeten Kunstgewerbe wird die schöne Bilderauswahl eine Fülle von Anregungen bieten.

A. Haberlandt.

Richard Beitz. Deutsches Volkstum der Gegenwart. Volksverband der Bücherfreunde Berlin 1933. 279 Seiten.

Nach einer kurzen Einleitung über Anlage und Arbeitsaufgaben des „Atlas der deutschen Volkskunde“ bespricht Verfasser „Mythus des Kindes“, „Brauchkreis von Tod und Begräbnis“, Mann im Mond“, „Volks Glaube der Großstadt“, „Weihnachten und Epiphania“. „Ursprung der Zwölftenfeste“, „Die Weihnachtskrippe“, „Das Kleid des Volkes“, und „Das Puppentheater“. Für den Volksforscher zerfällt der Text einigermaßen. Tod und Begräbnis und das Kleid des Volkes könnten leichtlich entbehrt werden. Lebendig erschaut, gut durchdacht und gewissenhaft geschichtlich unterbaut ist das was der Verfasser in den übrigen Abschnitten als volkstümlich erfaßt hat und daran wird auch der zünftige Volksforscher Befriedigung und Gewinn haben. Besonders gut geraten ist die psychologische Einfühlung in den Mythos des Kindes und das Puppentheater, die kulturgeographische Erläuterung der Abwandlungen der Mondsagen, kulturgeschichtlich inhaltsreich und gedankenvoll die Uebersicht über die Gestaltung der Weihnachtskrippen, die zudem mit neueren Erkenntnissen über den Ursprung der Epiphanie aus dionysischer Ueberlieferung wertvoll unterbaut wird.

A. Haberlandt.

Deutsch-Oesterreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen nach dem Tode von Johann Willibald Nagl und Jakob Zeidler herausgegeben von Eduard Castle. Dritter (Schluß-) Band: 1848 bis 1918. 10. Abteilung. Wien 1933. Verlagsbuchhandlung Carl Fromme, Gesellschaft m. b. H. Preis S 14.— (M 8.40).

Die Uebersicht über das literarische Schaffen in den Ländern der Stephanskrone legt Zeugnis von der unverwüstlichen Kraft des Deutschtums auch unter ungünstigen politischen Verhältnissen. Der Aufsatz von Béla von Pukánsky macht mit einer großen Zahl deutschungarischer Schriftsteller bekannt, die man in den landläufigen Handbüchern vergeblich suchen wird. Die Abschnitte über das Erwachen der Schwaben im Banat, über das Heranreifen der Siebenbürger Sachsen zu bewußtem literarischem Eigenleben, über die Ausbildung österreichisch-deutsch-kroatischer Kulturtypen lesen sich in der Darstellung sach- und ortskundiger Fachmänner (F. Milleker, C. J. Stein—A. Schullerus, E. Hajek, K. K. Klein—J. Matl) wie Kapitel einer nationalen Epopäe. Beherzigung verdient die von dem Herausgeber mit statistischen Zahlen belegte „Bilanz des Zusammenbruches“ als einer Zertrümmerung der Südostbastion des deutschen Siedlungsraumes. Der Schilderung des literarischen Lebens in den Ländern folgt eine Uebersicht der

literarischen Erzeugnisse mit ausgesprochener katholischer, völkischer oder sozialistischer Tendenz durch F. Ranegger, P. Molisch und A. Zohner. Die letzten Bogen der Abteilung wenden sich der Entwicklung der „Moderne in Oesterreich“ zu. Wir lernen die ersten Versuche einer Erneuerung von Kunst und Leben durch die Kreise um Siegfried Lipiner, Albert Jlg und Rudolf Steiner kennen, dargestellt von A. Zohner und dem Herausgeber. Immer deutlicher tritt der Grundriß des großangelegten und reichbebilderten Werkes heraus, das der Herausgeber mit sicherer Hand dem Ziele zusteuert.

W. Frenzel— Fr. Karg — A. Spamer: Grundriß der sächsischen Volkskunde. Leipzig, Karl Richter 1932. 368 Seiten mit 75 Abbildungen und Kartenzeichnungen.

Mit einer ganzen Reihe von Mitarbeitern bewältigten die Herausgeber die Darstellung der sächsischen Volkskunde nach Lebensraum und kulturgeschichtlichem Werdegang der Bevölkerung. Voran steht der Lebensraum und Gang der Besiedlung mit allem drum und dran bis zur Erläuterung der ständischen Gliederung des Volkes. Sachlich erscheint dabei mancherlei wohl etwas zu gewissenhaft auf einzelne Abschnitte aufgeteilt (Siedlungsanlage, Hausbau, Wege), was nun einmal einheitlich zum Lebensbild eines Zeitalter der Vor- und Frühgeschichte oder Gegenwart gehört, wogegen die Geschichtslinien ja nur zu oft sich verwischt haben. „Lebensform und geistige Schöpfung“ nennt sich der zweite Hauptabschnitt. Er stellt klar, was an dauernden Bindungen, gestaltenden Kräften und schöpferischen Leistungen im Volke durch Gemeinschaftsverbundenheit aufscheint. Hervorzuheben ist die Durcharbeitung auch der städtischen Gemeinschaft durch Siegf. Sieber und das auf Lebenskreise hinarbeitende geistige Durchdringen der „Einzelgänger“ durch G. Fischer, d. h., der unehrlichen Berufe, Hirten usw., deren Persönlichkeitsentwicklung zusamt ihrer Weltanschauung gut beleuchtet wird, wenn auch manchenorts („Unehrllichkeit“) Wissels Ausführungen zum Gegenstand mehr Klarheit geboten hätten. In „Dichtung und Schrifttum“ fällt der gedanklich vielseitige, klare und straffe Abschnitt Georg Siebers über Sage und anderes Erzählungsgut besonders auf. Er wird durch seine Systematik in der gesamtdeutschen Sagenforschung dauernd beachtlich bleiben.

A. Haberlandt.

Norwegische Heimatforschung. In Norwegen sind die Volksforscher in der glücklichen Lage, von einer wirklichen Volksbewegung in ihren Bestrebungen unterstützt zu werden. Aus dem bäuerlichen Kern Norwegens erwuchs eine über das ganze Land verbreitete Bewegung, die eines ihrer Hauptziele in der Wiedererweckung der norwegischen Sprache (Landsmaal, gegenüber der dänischen Hochsprache) erblickt und ihr besonderes Augenmerk auch auf die alte, organisch gewachsene Lebensform des Landes richtet. Neben den Buchserien von „Det Norske Samlaget“ in Oslo tragen auch die lokalen Gruppen in rastlosem Eifer zu diesem Werke durch Veröffentlichungen bei, die oftmals Quellensammlungen aus erster Hand bedeuten. Die neuesten Veröffentlichungen dieser Art, welche hier als Beispiele herausgeriffen werden sollen, sind die beiden Bände „Gamalt fraa Vestfold“, die Vestfoldlaget soeben

herausgebracht hat. Die Landschaft Vestfold an der Mündung des Osofjordes war volkskundlich noch so gut wie überhaupt nicht untersucht. Der erste Band umfaßt Dialektproben, während der zweite dem volkskundlichen Bestand im engeren Sinne gewidmet ist. Eine Reihe von Nachrichten über Bräuche des Jahrlaufes bringt ganz neue Züge ans Licht. Sehr wertvoll ist neben den Abteilungen über den Festzyklus des Menschenlebens die starke Berücksichtigung der Arbeitsbräuche und Geräte, sowie des Dorflebens als Gemeinschaft. Verzeichnisse der dialektischen Besonderheiten sind für den Wissenschaftler eine willkommene Beigabe. Heimatforschung dieser Art ist als vorbildlich zu bezeichnen und auch für die Fachwissenschaft von wirklichem Wert.

Dr. R. Wolfram.

Bonomi Jenő: Az egyházi év Budaörs német köszég nyelvi és szokasanyagában. (Das Kirchenjahr in Spruch und Brauch der deutschen Gemeinde Budaörs). Német philologiai dolgozatok, LIII. Budapest, 1933, 3,50 P.

In der Hauptveröffentlichung der ungarischen Germanistik sind in jüngster Zeit mehrere wertvolle Arbeiten zur Volkskunde erschienen, so zuletzt die Forschungen des Zisterziensers Roger Schilling über Siedlungs- Volkstums- und Sprachgeschichte der beiden deutschen Gemeinden Dunakömlöd und Németskér (Kom. Tolna) (= N. Ph. D. LII). Bonomis Arbeit stellt nach dem Ablauf des Kirchenjahres sein gesammeltes Material zur geistigen Volkskunde von Budaörs und Umgebung zusammen; die Umgebung von Ofen wird hier nicht zum ersten Mal erforscht. Es ergeben sich daher interessante Vergleiche zwischen den Aufzeichnungen vor fünfzig Jahren und von heute. Große Mühe ist auf die Anmerkungen verwendet, welche begrüßenswerter Weise gerade das Material der übrigen Siedlungen Ungarns vergleichend berücksichtigt. Vier Bilder zeigen Proben der Fronleichnamskunst, welche an die Freisinger gemahnt und auch mit ihr in gewissem Zusammenhang stehen dürfte. Der deutsche Auszug vermittelt begrifflicher Weise in seiner Kürze nur ein gedrängtes Bild. Es wäre sehr günstig, wenn die Bände dieser hervorragend geleiteten Reihe in ungarischer und deutscher Sprache erscheinen würden.

Leopold Schmidt.

Druckfehlerberichtigung.

Im Aufsatz „Der Bilwis im kärntnerischen Volksglauben“ von Dr. O. Moro, Seite 1 ff. muß es heißen:

- Seite 1, Zeile 19 v. o.: vor dem „Pilfas“; der Ast heißt „Pilfasäst“ . .
 „ 1, „ 5 v. u.: genauer „Pilfəs“ .
 „ 2, „ 17 v. o.: Michael Pertl.
 „ 8, „ 3 v. o.: Knöperlein.
 „ 14, „ 15 v. o.: allen bösen Krankheiten, und auch Geschoß,
 gebeten wird und diese Krankheiten an . . .
 „ 16, „ 12 v. o.: SchuBdämon.
 „ 17, „ 9 v. o.: Döbriach), Feld, Mooswald und Fresach.